
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

September 9/2022

74. Jahrgang

Thema: Bestattungspastoral

Aus dem Inhalt

Steffen Mehnert

Katholische Friedhofskultur in einer säkularen Stadt

Patrick Philipp

**Erfahrungen aus der Pastoral an Grabeskirchen
im Bistum Aachen**

Bernd Hillebrand

Die eigentlichen Fragen

Eine Kirche auf der Suche nach Fragen anstelle von Antworten

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Gunther Fleischer	
Anfang und Ende	258
<hr/>	
Steffen Mehnert	
Katholische Friedhofskultur in einer säkularen Stadt	259
<hr/>	
Patrick Philipp	
Erfahrungen aus der Pastoral an Grabeskirchen im Bistum Aachen	263
<hr/>	
Eva-Maria Will	
Eine Aufgabe der ganzen Gemeinde	
Gemeindemitglieder im Dienst der kirchlichen Begräbnisfeier	269
<hr/>	
Bernd Hillebrand	
Die eigentlichen Fragen	
Eine Kirche auf der Suche nach Fragen anstelle von Antworten	273
<hr/>	
Reiner Nieswandt	
Jesus ein „Idiot“? – Nietzsche ein „Hanswurst“?	
Eugen Biser im Dialog mit Friedrich Nietzsche	279
<hr/>	
Marianne Komp	
Wie Engagementförderung belebt und motiviert	283
<hr/>	
Rezension	
Florian Sobetzko: Kirche neu gründen	
Nikolaus Nonn, Nicole Stockhoff (Hg.): Das letzte Geleit	285
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

im letzten Jahrgang des Pastoralblatts gibt es nach „Suizid“ im Februar ein zweites Themenschwerpunktheft, diesmal rund um die Bestattung. Drei Beiträge sondieren das Feld.

Steffen Mehnert, Sozialpädagoge beim Caritasverband für das Erzbistum Berlin, schreibt als Mitglied des Kirchenvorstands der 2021 neu gegründeten Pfarrei „Bernhard Lichtenberg, Berlin Mitte“, zu der acht katholische Friedhöfe gehören, über deren Eigenart, Auftrag und die mit ihnen verbundenen Projekte. Präsenz der Glaubenshoffnung in säkula-rem Umfeld an begehbarem Ort, so könnte man eine Aufgabe zusammenfassen.

Dies geschieht noch einmal sehr viel ausdrücklicher, wenn sich ein architektonisch erkennbarer, wenn auch bestimmungsmäßig profanierter Kirchort, der zum Bestattungsort wurde, mit einem personalen Angebot verbindet. Von pastoralen Erfahrungen mit der „Anlaufstelle“ Grabeskirche im Bistum Aachen berichtet und damit zum Vergleich mit Erfahrungen in anderen Bistümern oder zum Betreten von Neuland anregend **Patrick Philipp**, als Referent im Bereich Sozial- und Gesundheitswesen im Generalvikariat Aachen u. a. zuständig für Trauerpastoral.

Der dritte Artikel stammt von seiner Kollegin aus dem Generalvikariat des Erzbistums Köln, **Dipl.-Theol. Eva-Maria Will**, Referentin für Trauerpastoral und Bestattungskultur. Sie stellt das seit längerem in Köln praktizierte Modell vor, dass der Beerdigungsdienst von dazu ausgebildeten Gemeindemitgliedern ehrenamtlich versehen wird.

Mein eigener, das Thema „Ende“ in den Blick nehmender **Einstiegsimpuls** sowie eine **Rezension** aus der Feder von Eva-Maria Will verstärken die Auseinandersetzung mit dem Thema.

Einem ganz anderen und wesentlich grundsätzlicheren Bereich widmen sich die Ausführungen von **Prof. Dr. Bernd Hillebrand**, Professor für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Pastoraltheologie an der Kath. Hochschule Freiburg gGmbH: Im Blick auf den Synodalen Weg fragt er an, ob dieser nicht auf Fragen antworten will, die für die Menschen längst keine mehr sind, weil sie bereits seit ca. vierzig Jahren kirchlicherseits unbeantwortet geblieben sind. Vor allem aber formuliert er Fragen, die aktuell auf Antwort drängen, ehe auch sie wegen Nichtbeantwortung von den Menschen fallen gelassen und mit Weggang beschieden werden.

Schon wesentlich früher steht der Philosoph Friedrich Nietzsche für das Fragen und In-Frage-Stellen. Dass aus seiner durchaus kenntnisreichen, aber auch sehr provozierenden Christentumskritik positiver Ansporn abgeleitet werden kann, zeigt der Wuppertaler Krankenhauseelsorger **Pfr. Dr. Reiner Nieswandt** mit Hilfe der Nietzsche-Lektüre des Theologen und Religionsphilosophen Eugen Biser.

Bleibt zum Schluss noch als weiterer Mosaikstein zum Jahresthema Engagementförderung das Stichwort „Erreichbarkeit“, praktisch vorgestellt von der Engagementförderin **Marianne Komp** im Seelsorgebereich Zülpich.

Ja, Sie haben am Anfang richtig gelesen: **Der letzte Jahrgang des Pastoralblatts geht in sein abschließendes Drittel**. Es ist kein Ende, bei dem die Herausgebenden sagen müssen: „Endlich! Es wurde auch Zeit.“, sondern es ist ein Abschluss, der aufhört, ehe „alles zu spät ist“ und zugleich noch Horizonte offenlässt, zu gegebener Zeit ein neues Angebot an die bisherige Leserschaft, aber auch an einen größeren Leser/innen-Kreis – man denke nur an die wachsende Zahl der Ehrenamtlichen – machen zu können.

Genießen Sie noch diese und die folgenden Ausgaben und seien Sie von Herzen begrüßt

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Gunther Fleischer

Anfang und Ende

Der Tod gehört von Anfang an dazu: Das gilt zumindest indirekt selbst für den großen Schöpfungshymnus Gen 1,1 – 2,4a. Denn aller Segensauftrag, „fruchtbar zu sein“, schließt ein, dass die jeweils fruchtbringende Generation zwar selbst neue Anfänge setzt, aber irgendwann die Bühne dieser Erde wieder verlässt. Von einer Rückkehr des „Bildes Gottes“ zu dem, der den Menschen als solches erschaffen hat, weiß das Lied im Gegensatz zu manchen späten Psalmen, Prophetentexten, dem Buch Daniel und auch den späten Weisheitsbüchern nichts. Der von Gott allein in seiner „Wortkraft“ gründende Fortbestand des gesamten Daseinshauses („Himmel und Erde“) reicht für das gottvertrauende Aushalten der eigenen Sterblichkeit.

Die auf Gen 1 folgende, tatsächlich wohl ältere Erzählung von der geradezu töpferhaften Formung des ersten Menschenpaares und dessen zunehmender Entfernung von seinem „Former“ (hebr. *yāšar* im Gegensatz zu *bārā* 'schöpferisch erschaffen') – auch diese Erzählung (Gen 2,4bff) nimmt von Anfang an die Sterblichkeit des Menschen mit in den Blick, sogar expliziter und radikaler als Gen 1: Der vom Staub genommene „Erdling“ (*'adām*) wird zum „Staub der Erde“ zurückkehren. Und anders, als Paulus es versteht, ist diese Hinfälligkeit nicht das Ergebnis von Sünde und Schuld, sondern von Anfang an die Daseinsweise des Menschen. Anders gäbe die göttliche Befürchtung, „... dass der Mensch nun nicht auch noch vom Baum isst und ewig lebt“, gar keinen Sinn. Die Folgeerzählung zeigt: Gott hat – anders als die Schlange querdenkerisch und manipulativ nahelegt – bei

der Begrenzung des irdischen Daseins nicht Angst um sich, sondern um sein Geschöpf, das mit Unbegrenztheit – egal ob mit der grenzenlosen Nacktheit, dem unbegrenzten Wissen um Gut und Böse oder mit dem unbegrenzten Leben – nicht umzugehen weiß. Das Geschöpf kann „Maßlosigkeit“ nicht auf das Gute begrenzen.

So hat der Mensch von Anfang an mit seiner Sterblichkeit umzugehen. Wie immer in der Heiligen Schrift die Antworten ausfallen, ob in der Vorstellung einer Sammlung kraftloser „Schatten“ einstigen Wesens (hebr.: *r'fā'îm*; vgl. Jes 26,14), kontaktlos zu den Hinterbliebenen wie zu Gott (vgl. Ps 30,10), oder doch bei ihm auf ewig bleibend (vgl. Ps 73,23.26), gar ausgestattet mit einem neuen Himmelsleib (vgl. 2 Makk 7,11), oder schließlich in Christus erkennend und hoffend, im Tode mit und durch den Gekreuzigten und Auferweckten in die bleibende Gemeinschaft mit Gott zu gelangen („heute noch!": Lk 23,43) – immer vollzieht sich die Auseinandersetzung mit dem Sterben biblisch „vor Gott“ (Ps 56,14).

Diese Selbstverständlichkeit ist zumindest in den westlichen Gesellschaften längst vorbei. Der göttliche Anfang wird ebenso bestritten wie die Endlichkeit innerlich nicht angenommen wird. Tod und Tote verlieren ihren Platz: verdrängt der eine, „entsorgt“ die anderen. Gerade deshalb kann in die Sorge um die Sterbenden wie die Hinterbliebenen in der Seelsorge gar nicht genug investiert werden: Seelsorge als Seelenhilfe, Anfang und Ende zusammensehen und annehmen zu können, um so „ganz“ (hebr. *tām*, weniger: „untadelig“, so EÜ) vor Gott leben (Gen 17,1) bzw. als Hinterbliebene Trauer und Hoffnung zusammenbringen zu können (1 Thess 4,13: „... damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben“).

Den Tod aus dem eigenen Leben wie aus dem gesellschaftlichen Gedächtnis zu verbannen, verdammt auf Dauer zum reinen Überlebenskampf, der jedes Miteinander zerstört.

Steffen Mehnert

Katholische Friedhofskultur in einer säkularen Stadt

Modernes Berlin

Berlin gilt als grelle, moderne, hippe Metropole, als Party-Stadt, als Sehnsuchtsort vieler junger Menschen in In- und Ausland, als Schmelztiegel der Kulturen. Start-up Unternehmen schießen wie Pilze aus dem Boden, die Kulturszene gedeiht, alles scheint ständig in Bewegung, Tag und Nacht gehen nahtlos ineinander über, die Welt gibt sich die Klinke in die Hand – Berlin mit seinen 3,7 Millionen Einwohnern platzt aus allen Nähten.

Friedhof – Erholung und Geschichte

Die Stadt beherbergt aber auch 220 Friedhöfe – 179 für Bestattungen geöffnet – mit einer Gesamtfläche von mehr als 10 ihrer 892 Quadratkilometer. Bei einer ausgewiesenen Gesamterholungsfläche von 35 Quadratkilometern ist zu ahnen, welche Bedeutung Friedhöfe als Orte der Muße und Entspannung für viele Menschen im hektischen Alltag tragen. Die meisten Friedhöfe, parkartig angelegt, umweht mit ihren uralten Baumbeständen ein Hauch von Ewigkeit, berüh- und spürbarer Kontrast zum Trubel urbanen Lebens. Diese Ruhe, diese zeitlose Natürlichkeit wird täglich von tausenden Großstädtern auf diese Weise als selbstverständlich genossen.

Seit dem 13. Jahrhundert wurden Kirchhöfe um Gotteshäuser errichtet. Nur noch wenige dieser Kleinode sind erhalten. Bald

wurden Friedhöfe außerhalb der Wohngebiete an den Stadträndern angelegt. Aufgrund des rasanten Flächenwachstums Berlins und vieler Eingemeindungen, insbesondere in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts, durchziehen die alten Friedhöfe heute das gesamte Stadtgebiet und gehören maßgeblich zum Gesicht der Stadt.

Jährlich durchstreifen die Friedhöfe tausende von Touristen. Besondere Neugier erwecken historische Grabstätten, in Berlin reichlich zu entdecken. Die Namen auf den Grabsteinen lesen sich vielfach wie ein Abriss aus der Zeitgeschichte, eine Ansammlung von Verdienten und Prominenten: Komponisten, Musiker, Dichter, Geistliche, Politiker, Revolutionäre, Industrielle, Architekten, Hoteliers, Erfinder, Erbauer der Stadt, Pioniere ihres Fachs wurden auf Berliner Friedhöfen zu Grabe getragen. Sie sind Ausdruck der Entwicklung und zunehmenden Bedeutung Berlins besonders seit dem 19. Jahrhundert und spiegeln die Epochen der Stadtgeschichte. Sie dokumentieren Blütezeiten, Zeiten von Zuwanderung und Prosperität, aber auch Brüche durch Kriege, Seuchen und Vernichtung. Sie bezeugen eine Hochzeit der christlich geprägten Bestattungskultur.

Friedhof und Auftrag

Für manche vielleicht erstaunlich, stehen von 220 Friedhöfen Berlins u.a. 117 in evangelischer und 9 in katholischer Trägerschaft; 4 sind jüdische Friedhöfe. Nur 84 werden vom Land Berlin unterhalten. Der älteste noch bestehende katholische Friedhof ist der „Alte Domfriedhof St. Hedwig“, angelegt 1834.

Dass bis in unsere Zeit im so säkular scheidenden Berlin die meisten Friedhöfe in Trägerschaft von Religionsgemeinschaften stehen, hat vor allem historische Gründe. Erst im 19. Jahrhundert zog der Staat die Aufsicht über das Bestattungs- und Fried-

hofswesen an sich. Sowohl in den Schriften der Bibel, als auch der jüdisch-christlichen Tradition liegt jedoch ein elementarer Auftrag in der Sorge für Sterbende und Tote sowie den Trost Trauernder als Liebespflicht und Werk der Barmherzigkeit für Angehörige und die ganze Gemeinde.

Infrage gestelltes Konzept Friedhof – Anonymisierung von Sterben und Tod

Begräbnisorte stehen heute für viele Menschen für das unausweichliche Ende, ohne alle Hoffnung, aber auch das Ende des Leidens. Friedhöfe sind Orte des Abschieds, der Trauer, des Gedenkens und Erinnerns, aber auch ein infrage gestelltes Konzept.

Jährlich versterben in Berlin fast 38.000 Menschen – oft im Stillen, in Krankenhäusern, Heimen, Hospizen oder als Vereinsamte anonymisiert in den Wohnungen dieser riesigen Stadt.

Brauchtum und Rituale, die über Jahrhunderte Bestand hatten, verloren nach und nach ihre Bedeutung, entwickelten sich zu fremd gewordenen, oft unverständlichen Konzepten. Moderne Medizin macht es Menschen schwer, die Ohnmacht gegenüber Sterben und Tod auszuhalten. Sie wird tabuisiert und verdrängt. In einigen europäischen Ländern ist die Bestattungspflicht aufgehoben. Hierzulande wird über das Ende der Sargpflicht und den Friedhofszwang debattiert. Tod und Abschied gleiten ins Private und Verborgene ab. Die Pluralität von Ansichten über den Tod und „das danach“ hat sich in einer Zeit schwindenden Einflusses organisiert verfasster Kirchen, zunehmender Verbreitung esoterischer, pantheistischer oder anderer Erklärungsmuster deutlich erweitert. Neue Angebote von Bestattungsformen, anonyme, Baum- und Seebestattungen bis hin zu Raketenbestattungen entstanden. Die preiswerte anonyme Beisetzung, bei der den Verwandten keine Arbeit und Verpflichtung mehr auferlegt ist, die lange Liegezeit den Mobilitätsansprü-

chen moderner Lebenswelt nicht entgegensteht, wird häufig bevorzugt.

Friedhof – Krise als Chance – Positionierung

Unterschiedliche Umgangsweisen mit Sterben und Tod, Schmerz und Trauer sind aber auch Ausdruck pluraler Gesellschaft. Familien-, Gemeinde- und Ehrenamtsstrukturen sind vielfach überfordert, Bedarfe nach Begleitung und Unterstützung Trauernder aufzufangen.

In der Bestattungskultur drohen sich Unstetigkeit, fiskalisches Denken und Verdrängung des Todes in einer Verflachung der Friedhofskultur auszudrücken.

Erst nach und nach sind der Friedhof und die Sorge um Trauernde wieder neu in die Aufmerksamkeit der Kirchen gelangt. Die Deutsche Bischofskonferenz hat sich in ihren Abhandlungen *„Unsere Sorge um die Toten und die Hinterbliebenen. Bestattungskultur und Begleitung von Trauernden aus christlicher Sicht“* (DBK 53 v. 22. Nov. 1994) und *„Tote begraben und Trauernde trösten – Bestattungskultur im Wandel aus katholischer Sicht“* (DBK 81 v. 20. Jun. 2005) intensiv mit den Transformationsprozessen und Konsequenzen für die Pastoral auseinandergesetzt.

Krisenzeiten bieten jedoch eine Chance der Selbstvergewisserung, Positionierung und Neuorientierung, auch für uns als Kirche und Teil dieser Gesellschaft. Was vormals als selbstverständlich erlebt, als Tradition unreflektiert übernommen wurde, will heute neu erarbeitet sein: Was von unserem Glauben verleiht uns selbst Trost und Hoffnung? Was gelingt uns wie als überzeugende Botschaft an die Orte unseres Wirkens zu tragen und vorzuleben? Wie drückt sich unsere Hoffnung im Glauben in unserer Bestattungskultur aus? Was macht „katholische Bestattungskultur“ heute aus?

Hoffnung und gelebte Praxis

In Berlin ist christliche Praxis nicht erst heute infrage gestellt. Im geteilten Berlin lehrte die Diasporasituation katholische Christen in der DDR, wie wichtig es ist, Position zu beziehen, Haltung zu zeigen und aufrecht zu gehen, um im Glauben zu bestehen. Durch den Mauerbau wurden auf Friedhöfen ganze Gräberfelder zugunsten des Todesstreifens vernichtet. Vielen Mutigen ist zu verdanken, dass die Friedhöfe im Grenzgebiet als Orte der Hoffnung bewahrt blieben – mit Sondergenehmigungen und Passierscheinen Beerdigungen, Besuche oder Gräbersegnungen stattfinden konnten. Diese Erfahrungen haben bis heute bei vielen die Friedhöfe im Bewusstsein als Orte kirchlichen Lebens erhalten. Der Wandel der Bestattungskultur drückte sich jedoch zuletzt krisenhaft in Schattendasein und sinkenden Bestattungszahlen aus, was ein Umdenken erforderte.

Vielen engagierten Mitarbeitenden vor Ort ist es zu verdanken, dass die katholischen Friedhöfe in Berlin heute ein weitestgehend gepflegtes und attraktives Erscheinungsbild abgeben. Service wurde kundenorientiert ausgebaut. Über die Stiftung Historische Kirchhöfe und Friedhöfe Berlin-Brandenburg konnten historische Grabstätten saniert werden. Diese öffentliche Wertschätzung der Bestattungskultur früherer Generationen kann als äußerer Ausdruck und Zeichen früheren und heutigen Hoffnungsglauben verbinden.

Mitarbeitende und Ehrenamtliche auf den Friedhöfen tragen als Dienstgemeinschaft wesentlich das Anliegen unseres christlichen Auftrages im würdevollen Umgang mit Tod und Trauer mit, so dass diese über Jahre die Intention der katholischen Friedhöfe und katholischer Bestattungskultur zu ihrer eigenen haben werden lassen, was von Angehörigen und Kooperationspartnern gleichermaßen geschätzt wird. Anliegen und Bedürfnissen Trauernder wird auf unterschiedliche Weise Rechnung getragen.

Seit 1991 finden auf zwei katholischen St. Hedwig-Friedhöfen jeweils vier- bis sechsmal jährlich Bestattungen sogenannter „Sternenkinder“ statt – Kinder, die vor, während oder nach der Geburt verstarben. Die Friedhöfe übernehmen bislang auf eigene Kosten Organisation und Pflege der mehr als 20 Grabanlagen mit Unterstützung Ehrenamtlicher. Seelsorglich begleitet ein evangelischer Pastor. Die Situation Berliner Diaspora lehrt die eigene Ergänzungsbedürftigkeit.

Auf einem der Friedhöfe werden halbjährlich ehrenamtliche Arbeitseinsätze zugunsten des Erscheinungsbildes des Arealis organisiert.

Auf zwei der katholischen Friedhöfe finden seit 2017 so genannte Ordnungsbehördliche Bestattungen als Urnenbeisetzungen statt, wenn keine Angehörigen vorhanden oder zu ermitteln sind, keine Bestattungsvorsorge getroffen wurde und kein anderer für die Bestattung sorgt. So werden in Berlin jährlich 2.500 Menschen beigesetzt. Die Bestattung wird in Achtung der Würde jedes einzelnen Verstorbenen vollzogen, die Urne in der Mitte der blumengeschmückten Friedhofskapelle in Stille oder unter leiser Musik aufgestellt. Mögliche Besucher haben Zeit, zu beten, zu verweilen und Abschied zu nehmen. Die Urne verbleibt dort einige Zeit, ob Trauernde da sind oder nicht. Nach den Worten des „Urnenbegleiters“, eines Mitarbeiters des Friedhofs: „Nun begleiten wir dich auf deinem letzten Weg in Gottes Namen.“ wird die Urne zum vorbereiteten Gemeinschaftsgrab getragen, dort abgestellt und nach einer Gedenkfrist und einer Verbeugung in die vorbereitete Urnengrube gesenkt. Die Beisetzung kann durch einen Geistlichen begleitet werden. Später erhält jede Urnenstelle ein bleibendes Schild mit Namen sowie Geburts- und Sterbejahr, weil anonyme Bestattungen auf katholischen Friedhöfen nicht möglich sind: „Gott hat jeden Menschen beim Namen gerufen“ (Jes 43,1). Ist eine Grabstelle vollständig belegt, wird sie mit bodendeckenden Pflanzen versehen. Diese Bestattungen werden

vorwiegend in vorhandenen historischen Grabanlagen vorgenommen, für die keine Nutzungsrechte mehr bestehen.

Vor einigen Jahren entwickelt wurde die Möglichkeit, Namen von Verstorbenen abgelaufener Grabstellen in ein Buch eintragen zu lassen, um so eine würdige Erinnerung zu bewahren, wenn Angehörige das wünschen. Diese Buchstele ist an einem gesonderten Ort am Eingang eines Friedhofs aufgestellt.

Jede Zeit, jede Rahmenbedingung gebiert ganz eigene Beisetzungs-, Bestattungs- und Erinnerungsformen. Wir können unserem Verständnis, unserem Bild vom Menschen als Geschöpf Gottes Ausdruck verleihen, neue Gestaltungen finden, auch unter limitierten Bedingungen ausdrücken, was uns wichtig ist.

Bei allem Bedauern über die Spar-Mentalität unserer Tage, die auch auf die Bestattungskultur durchschlägt, lässt sich Interesse und Wertschätzung vieler für den Friedhof erfahren, weil er unbestritten Teil unserer Lebenswelt ist. Wer auf den katholischen Friedhöfen unterwegs ist, sich umschaut, findet immer wieder ganz erstaunliche Formen, wie Menschen ihre Trauer, ihre Wertschätzung und ihre Hoffnung im Glauben zum Ausdruck bringen.

Wichtig ist die Möglichkeit von Austausch, Begegnung und Berührbarkeit auf vielfältige Weise.

Angebote – Zugänge – Ausblick

Das Projekt „Die Friedhofsgeflüster“ – in einer Verbindung von Sozialer Arbeit und Pastoral – eröffnet Kirche für den Kiez und bringt sie zu den Menschen. Seit April 2021 bietet das Projekt einen Treffpunkt auf einem Berliner katholischen Friedhof, um miteinander ins Gespräch zu kommen an einem Ort des Abschieds und des Naheseins geliebter Menschen, um im Café vor Ort ins

Gespräch zu kommen: Friedhof als Ort des Austauschs, der Begegnung.

Wir finden neue Weisen, unseren Glauben zu reflektieren, auszudrücken und neu ins Öffentliche zu tragen oder alte Formen und Riten neu zu entdecken. Wir brauchen als Kirchen die Auseinandersetzung mit dem, was uns dazu unser Glaube lehrt, und müssen daraus Fragen entwickeln und neue Antworten finden, für uns selbst, aber auch mit denen, in deren Mitte wir als Glaubende gestellt sind.

Menschen befinden sich heute vielfach auf der Suche, nutzen Angebote der Trauerbegleitung, der Hospizdienste der Caritas, Jugendtrauergruppen oder Anlaufstellen für Trauernde der Malteser in Berlin. Sie suchen Formen, ihre Trauer zu bewältigen und auszudrücken. Wir können mit pastoralen Angeboten Menschen abholen, wo sie stehen. Unsere alten katholischen Friedhöfe sind Orte, die täglich von vielen besucht werden, an denen Begegnung möglich ist und geschieht – Tag für Tag.

Patrick Philipp

Erfahrungen aus der Pastoral an Grabeskirchen im Bistum Aachen

Grabeskirchen als neue pastorale Orte im Bistum Aachen

Im Bistum Aachen gibt es deutschlandweit die meisten Grabeskirchen bzw. Kolumbarien. Dabei handelt es sich um ehemalige Pfarrkirchen, die zu Urnenfriedhöfen umgewidmet worden sind. Als kirchliche Friedhöfe befinden sie sich in der Regel in der Trägerschaft der Pfarrei bzw. des im Bistum Aachen GdG (Gemeinschaft der Gemeinden) genannten Pfarrverbundes. Während die Sorge um den Friedhofsbetrieb und der Verkauf der Urnenplätze in den Aufgabenbereich eines/r Geschäftsführer/in fällt, werden die Grabeskirchen zugleich als pastorale Orte betrachtet und von einer Seelsorgerin/einem Seelsorger betreut. Neben der Durchführung der Bestattungen vor Ort gehören zum Aufgabenbereich die Entwicklung einer begleitenden Pastoral mit Gesprächsangeboten, regelmäßigen Andachten und Impulsen für Angehörige, Ehrenamtliche und andere Besucher/innen. Mittlerweile kann die Seelsorge an Grabeskirchen auf über zwölf Jahre Erfahrung an elf verschiedenen Standorten zurückblicken. Die Seelsorger/innen an Grabeskirchen treffen sich regelmäßig in einem Arbeitskreis zu Austausch und Reflexion der Erfahrungen und Entwicklungen.

Diese Erfahrungen fallen mitunter gemischt aus: Neben sehr erfreulichen und bestärkenden Erlebnissen, zum Beispiel

einem im Vorhinein nicht erwarteten Zuspruch seitens der Grabeskirchenbesucher/innen auf Angebote der Seelsorge stand und steht die Seelsorge an Grabeskirchen manchmal unter Rechtfertigungsdruck. Was an einer Grabeskirche pastoral wächst und gedeiht, muss nicht automatisch an anderen Standorten auch so gelingen. Manche kritisieren die hybride Daseinsform der Grabeskirchen und die Vermischung von Friedhof und Kirche und beharren auf der kirchenrechtlichen Ausschließlichkeit und Trennung von Friedhof und Kirche. Aber auch im Zusammenspiel von Friedhofsverwaltung und Seelsorge können Rollenkonflikte entstehen, wenn die Aufgabenteilung im multiprofessionellen Team nicht klar ist.

Dennoch überwiegt klar der positive Eindruck, dass Grabeskirchen innovative pastorale Orte sein können und hier die seelsorgerische Chance besteht, Menschen in einer von Tod und Trauer bewegten Lebenssituation anzusprechen und mit dem Evangelium in Berührung zu bringen. Das entspricht auch dem Ergebnis einer Studie der Katholischen Fachhochschule NRW, die 2019 die ersten zehn Jahre der Seelsorge an der Grabeskirche St. Elisabeth in Mönchengladbach in qualitativen Interviews ausgewertet hat.

Außerdem soll die nächste Bundestagung der Verantwortlichen an Grabeskirchen und Kolumbarien nun endlich im März 2023 in Mönchengladbach dezentral an den drei Grabeskirchen St. Elisabeth, St. Josef in Rheydt und St. Matthias in Günhoven stattfinden, nachdem sie coronabedingt mittlerweile zweimal verschoben werden musste. Sowohl Mitarbeitende in der Verwaltung als auch Seelsorgende sollen für die Chancen und Herausforderung der Arbeit an diesen besonderen Orten sensibilisiert werden. Zugleich soll ihnen ein Rahmen für den Austausch geboten werden. Dazu soll in einem anderthalbtägigen Programm mit zwei Referent/innen die Arbeit an Grabeskirchen als Anders-Ort in

pastoraltheologischer wie auch organisationsberaterischer Perspektive beleuchtet werden.

Dieser Artikel will eine Synopse versuchen und die Pastoral an Grabeskirchen im Kontext der Trauerseelsorge im Bistum Aachen beschreiben.

Hintergründe der ersten Umnutzungen

Die Eröffnung der ersten Grabeskirchen muss im Kontext pastoralplanerischer Entwicklungen und Überlegungen angesichts des Strukturwandels vor mittlerweile 25 Jahren betrachtet werden.

Bereits damals zeichnete sich deutschlandweit ab, dass es bald überall Kirchengebäude geben würde, für die es keine weitere Verwendung geben und deren Unterhalt fraglich sein werde. Als Reaktion darauf gab es erste Veröffentlichungen zur zukünftigen Umnutzung von Kirchen, etwa seitens der DBK.¹

Ein weiterer Anstoß im Bistum Aachen zur Planung der ersten Grabeskirche ergab sich aus der Not der Finanzkrise, die das Bistum Aachen zu Beginn der 2000er Jahre erschütterte. Im Rahmen der Konsolidierungsmaßnahmen wurde u.a. der KIM-Prozess (Kirchliches-Immobilien-Management) zur Bewertung aller kirchlichen Gebäude im Bistum gestartet. Für zukünftig nicht mehr zu haltende Kirchengebäude musste nach einer neuen Verwendung gesucht.

Die damalige Pfarrkirche St. Josef im Aachener Ostviertel war zu der Zeit eine solche Kirche. In einem Stadtteil Aachens gelegen, in dem bedingt durch demographische Faktoren die Zahl der Pfarrangehörigen stark rückläufig war, war St. Josef bereits mit der Nachbarpfarre der Rudolf-Schwarz-Kirche St. Fronleichnam zu einer Pfarrgemeinde zusammengeschlossen worden. Auf der Suche nach einer angemessenen neuen Nutzung entstand die Idee, die Kirche in Zu-

kunft als Begräbnisstätte zu nutzen. Dabei stand die Frage nach der Wirtschaftlichkeit im Vordergrund. Es musste geklärt werden, ob die Kosten des Umbaus wie auch die künftigen Erhaltungskosten mit den erwartbaren neuen Einnahmen durch den Verkauf von Urnenplätzen gedeckt werden können.

Katholische Urnenfriedhöfe

Dass heutzutage eine Urne in einer ehemaligen katholischen Kirche beisetzt werden kann, ist auch keine Selbstverständlichkeit angesichts der jahrhundertelangen Ablehnung und Sanktionierung der Feuerbestattung in der katholischen Kirche. Erst 1964 wurde das Verbot der Kremierung aufgehoben unter dem Vorbehalt, dass die Feuerbestattung nicht aus Gründen gewählt wird, die der Glaubenslehre widersprechen und insbesondere den Glauben an die Auferstehung leugnen. Eine anonyme Beisetzung der Asche bleibt katholischerseits weiterhin undenkbar.² Umso mehr verbindet sich mit dem Grabeskirchenkonzept von Anfang an die Chance, eine dezidiert christliche Form der Feuerbestattung zu entwickeln und damit dem Wunsch auch vieler Katholiken, sich kremieren zu lassen, zu begegnen. Natürlich werden Urnen genauso konventionell in der Erde bestattet wie ein Sarg. Dennoch verbinden sich mit der Kremierung gedanklich schnell Formen wie die anonyme Beisetzung oder auch das Verstreuen der Asche in Friedwäldern oder als Seebeisetzung. Damit korreliert die agnostische oder atheistische Vorstellung, dass mit dem Tod alles aus und vorbei ist. Gegen diesen Trend zur totalen Auflösung des Verstorbenen setzt die Grabeskirche auf die behutsame Bewahrung der sterblichen Überreste und die Erinnerung der Verstorbenen, die mit Namen und Geburts- und Sterbedaten vermerkt sind. Dies geschieht in der christlichen Hoffnung und Erwartung auf die Auferstehung aller Verstorbenen am jüngsten Tag.

Erscheinungsbild der Grabeskirchen

Den Anfang machte also die Grabeskirche St. Josef, die Allerheiligen 2006 eröffnet wurde. Es folgten zwei weitere Grabeskirchen, die ehemalige Pfarrkirche St. Elisabeth in Mönchengladbach 2009 und die ehemalige Pfarrkirche St. Josef in Viersen 2012. Weitere Grabeskirchen wurden in den folgenden Jahren eröffnet. Heute gibt es im Bistum Aachen insgesamt elf Grabeskirchen bzw. Kolumbarien.

Wer heute einen dieser Orte besucht, betritt in der Regel ein Gebäude, das von außen immer noch als moderne, neugotische oder neoromanische Kirche erscheint. Im Inneren finden sich auch dementsprechend bunte Kirchenfenster, Säulen, Kapitelle und Kreuzrippengewölbe oder hohe Betonwände und -decken, die die Formsprache des ursprünglichen Kirchengebäudes sprechen.

Zugleich fällt im Inneren das neue und andere auf: Entlang der Seitenwände ist entweder auf breiter Front über- und nebeneinander oder in einzelnen Stelen in quaderförmigen Nischen oder Fächern Platz geschaffen für die Urnen, die in ihrerseits kubusförmigen Schmuckurnen in die Nischen eingeschoben werden oder hinter einer viereckigen Platte abdeckt in den Fächern beigesetzt werden. In einigen Grabeskirchen sind die Urnenwände und Stelen auch in einer Rund- oder Halbrundform umgesetzt. Auffällig sind die auf jedem Grab eingravierten Namen, Geburts- und Sterbedaten.

Spätestens jetzt ist klar, dass man sich auf einem Friedhof befindet. Dennoch gibt es viele Elemente, die einen denken und fühlen lassen, sich immer noch in einer Kirche zu befinden, sei es die Bestuhlung, die an manchen Kolumbarien immer noch in Form von Kirchenbänken gegeben ist, oder ein Bereich etwa im Bereich der Apsis, der immer noch als Kirchenraum mit Altar und Ambo eingerichtet ist. Daneben finden sich besondere Plätze wie Erinnerungsorte mit Kerzen, einem Gästebuch für Besucher.

Grabeskirchen sind also die hybride Verbindung von Friedhof und Kirche unter einem Dach. Architektonisch einmalig haben sie eine ganz besondere, beeindruckende Atmosphäre. Es sind stille und konzentrierte Orte, die unweigerlich mit den Fragen nach Sterben und Tod konfrontieren.

Grabeskirchen oder Kolumbarien?

Was die offizielle Bezeichnung betrifft zeigt sich im Bistum Aachen von Anfang an ein heterogenes Bild. Von den insgesamt elf Orten nennen sich acht Grabeskirche und drei Kolumbarium. Daneben setzt sich der Name meistens aus dem Patronat der ehemaligen Pfarrkirche oder Pfarrei zusammen.

Bei der ersten Grabeskirche St. Josef in Aachen fiel die bewusste Wahl auf den Begriff der *Grabeskirche*. Damit sollte ausdrücklich Bezug genommen werden auf die Grabeskirche in Jerusalem als den verehrten Ort der Grablege und Auferstehung Jesu.

An anderen Orten hat man den Grabeskirchenbegriff und die damit verbundene theologische Programmatik aber abgelehnt und stattdessen den lateinischen Begriff *columbarium* gewählt, der ursprünglich einen Taubenschlag bezeichnet, doch schon in der Antike für einen Urnenfriedhof stand.

Die Bezeichnung Grabeskirche wird seit Beginn kritisiert und abgelehnt mit dem kirchenrechtlichen Hinweis, dass eine Kirche nach c. 1242 CIC kein Begräbnisort sein darf. In der Praxis ist im Rahmen der Umbauarbeiten jede Kirche entwidmet worden. Die aktuelle Richtlinie zum Umnutzung von Pfarrkirchen in Kolumbarien setzt eine vollständige Entwidmung in der Regel voraus. Zugleich wurde bislang mit der Wiedereröffnung der bestehenden Grabeskirchen neben der Einsegnung des Friedhofs auch ein räumlich abgesetzter Bereich, meist die ursprüngliche Apsis, als Gottesdienstraum neu eingeweiht. Diese Teilumnutzung setzt eine räumlich-architektonische Trennung von Friedhof und Kirche voraus.

Was in kirchenrechtlicher Sicht kritisiert wird, wird in pastoralen Perspektive aber gerade als Chance betrachtet, wie noch gezeigt wird.

Grabeskirchen als Orte von Trauerpastoral

Die elf Grabeskirchen und Kolumbarien im Bistum werden nicht nur als Friedhöfe verwaltet, sondern sind auch pastorale Orte. Dafür ist an jeder Grabeskirche anteilig eine hauptamtliche Stelle vorgesehen, die entweder aus dem Pastoralteam der Pfarrei oder GdG oder über eine Projektstelle besetzt ist. Häufig im Team mit Ehrenamtlichen können so pastorale Angebote vor Ort für Trauernde und andere Besucher/innen der Grabeskirche entwickelt werden. Der Begräbnisdienst an der Grabeskirche ist häufig die Hauptaufgabe des Seelsorgers/der Seelsorgerin, dieser Dienst wird aber auch von anderen haupt- wie ehrenamtlichen Begräbnisdienstleiter(inne)n der Pfarrei oder GdG erfüllt. Da auch nicht-katholische Christen sowie an manchen Grabeskirchen Menschen ohne christliches Bekenntnis sich bestatten lassen können, sofern sie die Begräbnisfeier in einer Weise gestalten, die nicht dem christlichen Charakter der Grabeskirche widerspricht, bedingten dementsprechend auch evangelische Seelsorger/innen sowie freie Trauerredner/innen an Grabeskirchen, wobei sie sich an die örtlichen Vorgaben halten müssen.

Neugierige, Pfarrangehörige, Trauernde

Seit Eröffnung der ersten Grabeskirchen erfahren diese einen großen Zuspruch an Besuchern. Die meisten besuchen den Ort aus Neugier und sind oftmals tief bewegt. Aus vielen erst- und einmaligen Besuchenden wurden regelmäßig wiederkommende, weil sie sich von dem Raum auf besondere Weise angesprochen fühlen.

Auch gibt es viele Menschen aus der Pfarrei, die mit „ihrer“ Grabeskirche ein per-

sönlicher Bezug aus der Zeit vor der Umwidmung verbindet. In diesen ehemaligen Pfarrkirchen hat sich viele jahrzehntelang das pfarrliche Leben von Tausenden von Menschen abgespielt. Die besonderen Gottesdienste im Jahreskreis wurden hier genauso gefeiert wie persönliche Feste wie Taufen, Erstkommunionfeiern und Hochzeiten. Die Bekanntgabe, dass die Kirche geschlossen und nach einer anderen Form der Nutzung gesucht werden muss, hat an allen Orten viele Gemeindemitglieder sehr betrübt. Mit der Umbauphase der Kirche einher ging so bei vielen Menschen eine regelrechte Trauerphase, in der sie vom alten Ort ihrer Pfarrkirche Abschied nehmen mussten, um sie dann mit der Wiedereröffnung als Grabeskirche als neuen, zwar wiedererkennbaren, aber dennoch anderen Ort mit neuer Bestimmung wiederzufinden. So war es für viele tröstlich, die alte Pfarrkirche nun als Grabeskirche zu haben, sie zu besuchen, in ihr zu verweilen – und sich auch in ihr bestatten lassen zu können. Denn aus dem Kreis dieser Besucher/innen speisen sich nicht zuletzt auch die Menschen, die im Erleben des Ortes und seiner Atmosphäre den Entschluss fassen, dass sie sich oder für ihre Angehörigen an dieser Grabeskirche einmal eine Bestattung wünschen.

Eine nächste Gruppe regelmäßiger Besucher/innen sind dann natürlich die Angehörigen, die das Grab ihres oder ihrer Verstorbenen besuchen, Kerzen oder Blumen hinstellen und dann meist kurz verweilen. Menschen, die gerade in einem Trauerprozess sind, sind empfänglich für Angebote der Trauerseelsorge. Täglich das Grab besuchende Angehörige als feste Größe und Adressaten trauerpastoraler Angebote stellen sich erst dann ein, wenn der Verkauf der Urnenplätze in Gang gekommen und die ersten Beisetzungen stattgefunden haben. Dies kann seine Zeit dauern, so dass auch die Trauerpastoral an Grabeskirchen ihre Vorlaufzeit hat.

Die wachsende Bedeutung der Trauerseelsorge

Seit einigen Jahren ist die Seelsorge für trauernde Menschen im Sinne einer spezialisierten Trauerseelsorge verstärkt in den Blick genommen wurden. Dem entspricht, dass in der Gesellschaft das Verhältnis zum Thema Tod und Trauer im Wandel begriffen ist. Wurde vor zwanzig Jahren noch eine Verdrängung und Tabuisierung des Themas festgestellt, ist es in den letzten Jahren wieder mehr in die Öffentlichkeit gerückt. Gleichzeitig ist ein Markt der Trauerbegleitung entstanden. Menschen suchen im Trauerfall nach neuen Formen der Begleitung, offenbar auch, weil alte Traditionen wie das Sechswochenamt oder das Jahresgedächtnis heute nicht mehr bewusst sind und gelebt werden. Nicht nur das Leben, gerade auch das Sterben fand früher in enger Verflechtung mit der Pfarrgemeinde statt. Der postmoderne Zwang zur Individualisierung macht auch vor der Frage nach dem Sterben und dem Tod keinen Halt. Die Kirchen haben das Sinngebungsmonopol verloren und sind ein Anbieter unter vielen geworden. Wer heute noch an die Auferstehung der Toten glaubt, tut dies aus bewusster Entscheidung und Überzeugung. Daher suchen in der Trauer viele Menschen nach neuen Formen von Trost und Sinnfindung sowie nach Weggemeinschaft mit anderen Trauernden.

Auch in der Ausbildung für den Begräbnisdienst nimmt die Sensibilisierung für die Trauer der Angehörigen einen großen Raum ein. Im Trauerfall treffen Begräbnisdienstleiter/innen auf Menschen, die der Kirche sehr entfremdet sind. In der Trauer um ihren Verstorbenen sind diese Menschen besonders verletzlich. In dieser Situation können Seelsorgende sehr viel richtig, aber auch falsch machen. Eine unachtsam gefeierte Begräbnisfeier mit dem falsch vom Blatt gelesenen Namen des Verstorbenen verletzt und enttäuscht Angehörige immens. Ein Gottesdienst mit traditionellen Liedern kann den Angehöri-

gen unverständlich bleiben. Um nicht für Verstimmung zu sorgen, bemühen sich Begräbnisdienstleiter/innen, im Gottesdienst eine Sprache zu finden, die die Trauergemeinde versteht.

Im Bistum Aachen hat sich vor über zehn Jahren die Trauerseelsorge profiliert und ihr Aufgabenfeld mit drei Schlagworten umrissen: Tote bestatten – Trauernde trösten – Tod und Trauer zur Sprachen bringen. Wie auch an vielen anderen Orten ist im Bistum Aachen eine diverse Trauerlandschaft entstehen lassen. Es gibt Trauergruppen und niedrigschwellige Trauercafés, die sich an Menschen richten, die vor kurzer oder auch längerer Zeit einen Angehörigen verloren haben. Es gibt spezielle Gruppen für spezielle Fälle von Trauer, etwa Kindertrauerprojekte, Angebote für verwaiste Eltern oder Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid verloren haben. Viele, die sich in der Trauerbegleitung engagieren, sind auch im Bereich der Hospiz- und Palliativbewegung unterwegs. Neben hauptamtlichen Seelsorger(inne)n engagieren sich Mitarbeitende der Caritas zusammen mit vielen Ehrenamtlichen.

In diesen regionalen Netzwerken können die Grabeskirchen sichtbare und wirksame Orte der Trauerpastoral sein, an denen Ehrenamt gedeiht oder Trauercafés ange-dockt sind. Diese wurde exemplarisch an der Grabeskirche St. Elisabeth in Mönchengladbach anlässlich des zehnjährigen Bestehens untersucht.

Interviews zur Evaluierung der Pastoral an der Grabeskirche Sankt Elisabeth

2019 hat ein Team des Instituts für pastorale Praxisforschung und bibelorientierte Praxisbegleitung (IbiP) der Katholischen Fachhochschule NRW unter der Leitung von Prof. Dr. Hans Hobelsberger eine Studie zur „Bestattungskultur und Trauerpastoral an der Grabeskirche St. Elisabeth

Mönchen-gladbach" durchgeführt. In qualitativen Interviews wurden Trauernde, Begräbnisdienstleiter/innen und Expert(inn)en in der Trauerbegleitung nach ihren Erfahrungen und Gedanken zur Grabeskirche befragt. Dadurch konnten charakteristische Merkmale, Motive und Beweggründe festgestellt werden, die für Begegnungen und Seelsorge an Grabeskirchen typisch sind. Diese wurden dann pastoraltheologisch ausgewertet und eingeordnet. Die Ergebnisse aus St. Elisabeth sind im Großen und Ganzen übertragbar auf die anderen Standorte.

Insbesondere die Befragung der Trauernden ließ Rückschlüsse für die Anziehung und Wirkung von Grabeskirchen zu. Neben ganz pragmatischen Motiven wie beispielsweise, dass Grabeskirchen überdachte, (witterungs-)geschützte Räume in nächster Nähe sind, nannten Trauernde die Erfahrung, dass es vor Ort einen professionellen Umgang mit ihren Anfragen und Bedürfnissen gibt, sei es in der Phase des Grabstättenkaufes, sei es später zur Zeit der Beisetzung oder danach. Es ist also die Erfahrung eines standardisierten Service. Auch wurde genannt, dass die Grabeskirche von vielen Angehörigen als neuer Ort von Heimat erfahren wird, etwa wenn der Ehepartner/die Ehepartnerin oder Freunde dort ihre letzte Ruhe gefunden haben und die Gräber nun wöchentlich oder täglich besucht werden. Hier spielt eben auch mit hinein, dass es, wie schon beschrieben, oft persönliche Bezüge zur Grabeskirche aus der Zeit vor der Umwidmung gibt. Und zuletzt wird vor Ort eine neue Form der Vergemeinschaftung erlebt, da man anderen Trauernden begegnet, aber auch den Seelsorgenden oder Ehrenamtlichen im Präsenzdienst, und dass es Angebote gibt wie Trauergesprächsgruppen oder regelmäßige Totengedenkgottesdienste.

Befragt nach Ihren Erleben nannten Trauernde die Erfahrung hoher Qualitätsstandards. Einerseits ist vieles an der Grabeskirche klar und transparent geregelt,

es gibt feste Rituale beim Begräbnis, und andererseits bleiben Seelsorgende und Verantwortliche ansprechbar für Fragen und persönliche Wünsche, auch im Fall eines weiteren Gesprächsbedarfs. Und nicht zuletzt wird immer wieder die Erfahrung des Raumes genannt, der mit seiner Ästhetik als ansprechend erfahren wird. Zugleich erlebt man sich und seinen Verstorbenen als besonders geborgen.

Zuletzt wird die Erfahrung gemacht, dass Grabeskirchen Orte der persönlichen Entwicklung sein können. Angehörige besuchen das Grab und durchlaufen ihre Trauerphase. Dabei erfahren sie vor Ort die Gemeinschaft mit anderen Trauernden und nehmen Angebote der Hilfe und Begleitung in Anspruch. Nach einiger Zeit sind manche bereit, ihrerseits im Präsenzdienst oder einem Trauercafé mitzumachen und entwickeln ein offenes Ohr für Menschen, die erst jüngst einen Menschen verloren haben. Aus begleiteten Trauernden werden selber Begleitende.

Diese Eindrücke werden ergänzt und bestätigt durch die Rückmeldungen von Begräbnisdienstleiter(inne)n und Expert(inn)en in der Trauerbegleitung. Man spürt, in der Grabeskirche am Puls der Zeit zu sein und den gesellschaftlichen Wandel im Umgang mit Tod und Trauer und Ansprüchen an Begräbnisfeiern klar erkennen zu können. Der Trend zur Individualisierung lässt sich klar ablesen, da Trauernde heute durchgängig eine individuelle Anpassung der Liturgie an den Verstorbenen erbeten und v.a. biographische Details integriert sehen möchten. Mitunter geraten Begräbnisfeiern zu Inszenierungen. Positiv wird gesehen, dass Trauernde von sich aus die Beschäftigung mit den Themen von Tod und Trauer suchen.

Nach dem eigenen Selbstverständnis befragt gaben die interviewten Expert(inn)en an, dass die Seelsorge an den Grabeskirchen vom Ort lebt und abhängt, der immer wieder in seiner besonderen Atmosphäre Menschen berührt. Daneben ist es die bewusste

personale Begegnung, die dem seelsorge-rischen Handeln seine Professionalität und Glaubwürdigkeit verleihen. Seelsorge an Grabeskirche hört zu und bringt den eigenen Standpunkt ein, ohne zu belehren.

Die Studie weist auf, dass Grabeskirchen neue Kompetenzzentren sein können, an denen in der Vermittlung von Existenz und Evangelium sich Kirche ereignet. Mit der Raumsoziologie können Grabeskirchen als „hybride Räume“, als „Schwellenräume“ oder „Anders-Orte“ betrachtet werden. Der Alltag ist hier unterbrochen, in der ästhetischen Überlagerung verweist der Ort auf andere Bereiche der Realität, hier speziell auf die Dimension von Sterben, Tod, Trauer und Bestattung. Aus pastoraltheologischer Perspektive ist es daher gerade wünschenswert, dass die Grabeskirchen ihren hybriden Charakter behalten und nicht auf ihre einseitige Funktion als Friedhof reduziert werden.

Offene Fragen

Manches in Bezug auf Grabeskirchen bleibt noch zu klären. Nicht jede nicht mehr benötigte Kirche kann zur Grabeskirche umgenutzt werden. Auch stellt sich bereits jetzt die Frage, wie einmal die Überführung der Aschekapseln ins Ewigkeitsgrab stattfinden wird. Dieses ist an jeder Grabeskirche eingeplant, aber zum Teil noch nicht überall baulich umgesetzt. Daneben stellt sich die Frage, ob es dazu einen Ritus geben wird. Von daher bleibt es spannend, die Entwicklung der Grabeskirchen weiterzuverfolgen.

Anmerkungen:

- 1 Die deutschen Bischöfe: Umnutzung von Kirchen. Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen. Bonn 2003.
- 2 Kongregation für die Glaubenslehre: Instruktion Ad resurgendum cum Christo. Über die Beerdigung der Verstorbenen und die Aufbewahrung der Asche im Fall der Feuerbestattung. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 206. Bonn 2016.

Eva-Maria Will

Eine Aufgabe der ganzen Gemeinde

Gemeindemitglieder im Dienst der kirchlichen Begräbnisfeier

Ein Thema, das die Gemüter erregt

Das Interview von Markus Nolte mit dem Bonner Liturgiewissenschaftler Professor Andreas Odenthal, das im Februar 2022 in der Kölner Kirchenzeitung¹ abgedruckt war, gab den Anstoß zur Beschäftigung mit einem Thema, das immer wieder einmal die Gemüter erregt: Die kirchliche Begräbnisfeier.

Die kirchliche Begräbnisfeier. Einige Beobachtungen

Es kommt vor, dass die diözesane Beschwerdestelle im Erzbistum Köln Meldungen von Hinterbliebenen bearbeitet, die ihren Unmut bezüglich einer kirchlichen Begräbnisfeier äußern. Das ist ein Indiz dafür, dass bei diesem Thema nicht alles gut läuft: Wenn beispielsweise konsequent der Name des Verstorbenen falsch ausgesprochen oder ein wertschätzendes Wort über das kirchliche Engagement eines Mitchristen ausbleibt. Wenn die Trauergemeinde „abgekanzelt“ wird, weil sie unsicher ist, wann sie sitzen oder stehen soll. Wenn Angehörige kein offenes Ohr für ihren Musik- oder Gestaltungswunsch finden. Wenn den Liturgen vorschnelle Vertröstungen über die Lippen gehen. All das kränkt und ärgert diejenigen, die sich aufgrund des Verlustes einer Bezugsperson ohnehin in einer emotionalen Ausnahmesituation befinden. So behandelt fühlen sie sich in ihrem Schmerz weder ernstgenommen, noch als Personen wertgeschätzt. Als Reaktion auf das Inter-

view mit Odenthal, der auf derartige Missstände eingeht, fügt Pfarrer i.R. Gerhard Dane die Aussage eines Bestatters hinzu: Dieser „klagte über die mangelnde Qualität katholischer Trauerfeiern und bedauerte, dass jetzt immer wieder Angehörige keine kirchliche Bestattung ihrer Verstorbenen wünschen.“²

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Diese Beobachtungen irritieren, gehört doch die kirchliche Begräbnisfeier zu den Kernaufgaben der Kirche. Schließlich hält sie es für ein Werk der Barmherzigkeit und damit für ein zutiefst christliches Anliegen, einen Toten aus ihrer Mitte würdig zu begraben und seine Hinterbliebenen zu trösten, unabhängig davon, wie sehr sich die Betroffenen Kirche und Gemeinde verbunden fühlen. Wenn die Angehörigen für ihren Verstorbenen um eine christlich-katholische Begräbnisfeier bitten, dann erfordert dieser Anlass (casus) ein sorgfältiges Handeln: Seit jeher tröstet die Kirche die Menschen, indem sie für sie da ist, das Wort Gottes verkündet, ihre Verstorbenen verabschiedet und die Toten anschließend zu Grabe trägt. So eignet der Begräbnisliturgie „als Feier der christlichen Glaubenshoffnung eine heilsame Dimension“³. Die Bestattung eines Christen ist immer eine Feier des Paschamysteriums Jesu Christi, d.h. des Durchgangs durch den Tod zu einem neuen Leben. Gleichzeitig gedenkt sie der Eingliederung des Verstorbenen in Christus und die Kirche durch Taufe, Firmung und Eucharistie⁴. Die Versammelten bekennen und erleben eine Gemeinschaft, in der lebende und verstorbene Glieder der Gemeinde Christi miteinander verbunden sind. Deshalb stellen die kirchliche Begräbnisfeier und die Sorge um die Trauernden immer eine Aufgabe der ganzen Kirche bzw. der Gemeinde dar.⁵

Doch wie sieht es mit diesem hohen Anspruch aus? Die Vielfalt der Aufgaben in

großen pastoralen Räumen stellen Pfarrer und Pastoralteam vor enorme Herausforderungen, zumal der Tod sich nicht an Bürozeiten hält und eine Beerdigung stets den Terminkalender durchkreuzt. Deshalb verlangt der Dienst für ein angemessenes Handeln die Flexibilität aller. Doch trotz guter Absprachen fehlt oft die Zeit für ein situationsgerechtes Beten und Handeln. Und wenn dann im Anschluss keine Zeit für einen erholsamen Spaziergang oder einen anderen Ausgleich bleibt, fühlen sich Seelsorger und Seelsorgerinnen überfordert, denn schließlich geht der Umgang mit Trauernden und die Feier der Liturgie im Umfeld des Todes kaum an jemand spurlos vorüber, zumal die Hinterbliebenen zu Recht die bestmögliche empathische und wertschätzende Zuwendung erwarten.

Wenn also die notwendige Zeit und Ruhe fehlen, besteht die Gefahr, dass aus einem wichtigen Dienst eine Routinehandlung wird, die den jeweiligen Menschen nicht gerecht wird. Kommen unbeabsichtigt Fehler und Versäumnisse hinzu, dann bleiben dem pastoralen Personal irgendwann die Luft sowie die Freude am Dienst weg.

Den Beerdigungsdienst auf breite Füße stellen

Um das „Ausbrennen“ des Personals auf der einen Seite zu verhindern und die pastorale und liturgische Qualität der Feiern zu gewährleisten bzw. zu steigern, müssen entsprechende Rahmenbedingungen geschaffen werden.

Dazu gehört vor allem, dem Pfarrer und dem Personal den Rücken zu stärken und die Teams nach Möglichkeit auszubauen. Das betrifft bereits das Pastoral- bzw. Pfarrbüro, in dem die Erreichbarkeit sichergestellt sein muss, damit niemand vergeblich an der Tür klingelt und kein Anruf ins Leere läuft. Das Erzbistum Köln hat dazu die Idee des „Pfarrbüro24“ entwickelt⁶. Auch weitere Dienste, die im Zusammenhang der Begräbnisliturgie eine wichtige Rolle spielen, wie die Organisten und Or-

ganistinnen oder Küster und Küsterinnen, sollten so ausgestattet sein, dass weder Engpässe entstehen, noch Aufgaben an Hinterbliebene bzw. das Bestattungsunternehmen abgeschoben werden. Wird die Arbeit auf mehrere, unterschiedliche Schultern verteilt, kann jeder Einzelne entlastet und angemessen auf die Menschen in ihren jeweiligen Trauerreaktionen eingegangen werden.

Manch einer wird diese Wünsche angesichts schwindender personeller und finanzieller Ressourcen für unrealistisch halten. Doch liegt hier der Schlüssel für die Qualität der liturgisch-pastoralen Angebote im Umfeld von Tod und Trauer. Es mag einige überraschen, doch es gibt in den Gemeinden verwurzelte Christen und Christinnen, die es für sinnstiftend und ein Herzensanliegen halten, das Reich Gottes zu verkünden, einen Verstorbenen in Ehren zu verabschieden und zu bestatten. Diese Getauften haben selbst die tröstliche Kraft der kirchlichen Begräbnisfeier erfahren. Andere verhehlen aufgrund eigener Erfahrungen oder Beobachtungen nicht, dass sie es anders, besser machen wollen. Diese Menschen bringen also nicht nur Lebenserfahrung, Fähigkeiten und eine hohe Motivation mit, sondern auch Kenntnisse aus Bereichen, die für den Beerdigungsdienst ein Schatz sind: als Menschen in medizinisch-pflegerischen Berufen, in der Kinder-, Schul- oder Erwachsenenbildung, in der Hospizbewegung und nicht zuletzt in Katechese und Liturgie.

Darüber hinaus erfordert der Beerdigungsdienst allerdings auch eine Ausbildung, um die einzelnen Aufgaben bestmöglich ausfüllen zu können⁷: das Kondolenzgespräch, die Wort-Gottes-Feier in der Kirche, Kapelle oder Trauerhalle und die Beisetzung des Verstorbenen. Diejenigen, die nach Qualifizierung und bischöflicher Beauftragung im Beerdigungsdienst eingesetzt und sinnvoll an Pfarrer und Seelsorgepersonal angebunden werden, bereichern das multiprofessionelle Team.

Neue Wege im Erzbistum Köln

Laien im pastoralen Dienst können im Erzbistum Köln bereits seit 1997⁸ auf Antrag hin die bischöfliche Beauftragung für den Beerdigungsdienst erhalten. Seitdem erfährt nicht zuletzt das Wirken von Frauen eine positive Resonanz: „Die Hinterbliebenen sehen in einer Frau oft das Bild der verständigen Mutter, Schwester oder Tochter“⁹, stellt die Beauftragte Marianne Ricking fest.

Schon bald darauf gab es mit Blick auf die langjährige Tradition beispielsweise im Bistum Aachen die Idee, den Dienst auch auf gefirmte Gemeindemitglieder zu erweitern, die allerdings sehr kontrovers diskutiert wurde. Nach einer Erprobungsphase („ad experimentum“) und entsprechender Evaluierung erließ Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki schließlich am 1.8.2017 die Verlautbarung der Ausbildungsordnung¹⁰. Damit setzte sich letztlich die Auffassung durch, dass alles rechtlich Mögliche getan werden müsse, um – zum Wohle der Betroffenen – die Qualität der liturgisch-pastoralen Angebote zu erhalten bzw. zu verstärken.

Eine besondere Wertschätzung erfährt der ehrenamtliche Begräbnisdienst durch die Deutschen Bischöfe im Februar 2022: „Wer sein Christsein nicht nur als eine private Angelegenheit versteht, sondern sich aufgrund seiner Taufe zum Zeugnis und zur Weitergabe des Glaubens berufen weiß, nimmt auf seine Weise teil an der Seelsorge in der Nachfolge Jesu Christi. Ehrenamtliche (...) beim Beerdigungsdienst sind darum kein ‚Ersatz‘ für fehlende Priester, sie nehmen vielmehr ihre seelsorgliche Berufung als Christinnen und Christen wahr.“¹¹

Eine Weggemeinschaft auf Zeit

Inzwischen wird seit 2018 im Erzbistum Köln jährlich ein diözesaner Ausbildungskurs durchgeführt. Um auch Erwerbstätigen die Teilnahme zu ermöglichen, ist die

Qualifizierung in einem modularen System kompakt angelegt: Erfahrene, kompetente Seelsorger und Seelsorgerinnen sowie Referenten und Referentinnen stehen den Teilnehmenden mit ihrem Wissen und ihren Erfahrungen an zwei Wochenenden sowie mehreren Tages- und Abendveranstaltungen zur Seite. Bereits während des Kurses beginnen die Frauen und Männer mit der Hospitation und werden dabei von einem Mentor oder einer Mentorin begleitet. So an den Dienst vor Ort herangeführt, erhalten sie bei ihrem Tun Feedback und Ermutigung für ihre Aufgabe.

Ein grundlegender Gedanke ist der der Weggemeinschaft auf Zeit, denn die Kursteilnehmenden sollen in der Ausbildung aufeinander hören und voneinander lernen, sich austauschen und im Geist Gottes miteinander wachsen. Aus diesem Grund werden sowohl die bereits Beauftragten, als auch diejenigen in Ausbildung immer wieder zu diözesanen Weiterbildungsangeboten und Austauschforen eingeladen.

Dem Pfarrer kommt nach wie vor eine zentrale Rolle zu: Um die Gemeinde auf den späteren Einsatz von Laien, besonders Gemeindemitgliedern, im Auftrag der Kirche vorzubereiten und für entsprechende Akzeptanz zu sorgen, holt er das Votum des Pfarrgemeinderates ein. Er stellt den Antrag beim Erzbistum und entsendet nach Abschluss der Qualifizierung die vom Erzbischof (für drei Jahre) Beauftragten in den Dienst des Sendungsraumes bzw. Seelsorgebereiches. Meist überträgt der Pfarrer die Mentorenschaft an einen Seelsorger oder eine Seelsorgerin mit eigener Beerdigungsbeauftragung oder übt sie selbst aus. Als Verantwortungsträger sorgt der Pfarrer für die fachliche und seelsorgliche Begleitung der „außerordentlichen Leiter und Leiterinnen von kirchlichen Begräbnisfeiern“ – wie sie offiziell heißen – und ist so einmal mehr Wegbereiter und Ermöglicher für die Dienste von Laien. Die Laien im pastoralen Dienst haben dabei eine wichtige Brückenfunktion zwischen Klerikern und Gemeindemitgliedern. Pastoralreferent Wigbert Spinrath, der seit 2016 als

Mentor Ehrenamtliche begleitet, bestätigt in einem Gespräch mit der Autorin, „dass die Einbindung von Laien aus vielfältigen Berufsgruppen eine große Bereicherung der Trauerpastoral sei.“

Ausblick

Die Praxis von mittlerweile rund 50 Gemeindemitgliedern, die im Erzbistum Köln den Beerdigungsdienst ehrenamtlich ausüben, zeigt: Je besser sowohl die Personen selbst, als auch das gesamte Personal und die Gemeinden im pastoralen Raum auf den Dienst der Laien, insbesondere der Gemeindemitglieder vorbereitet sind, desto eher ist der „Erfolg“, sprich: deren Akzeptanz gegeben. Je weniger der Beerdigungsdienst von Laien als Verlust oder Notlösung, sondern als gemeinsame Aufgabe der Kirche am Ort begriffen und gestaltet wird, desto mehr werden Menschen im Angesicht des Todes davon profitieren¹².

Anmerkungen:

- 1 Interview von Markus Nolte von der Münsteraner Kirchenzeitung „Kirche und Leben“ mit Prof. Andreas Odenthal, abgedruckt in der Kölner Kirchenzeitung, Februar 5/2022, Seite 17.
- 2 Brief von Pfarrer Gerhard Dane, Bedburg, vom 31. März 2022, der der Autorin vorliegt.
- 3 Deutsche Bischofskonferenz: Tote begraben und Trauernde trösten. Bestattungskultur im Wandel aus katholischer Sicht, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Nr. 81. Bonn 2005, S. 55.
- 4 Deutsche Bischofskonferenz: „Der Herr vollende an Dir, was er in der Taufe begonnen hat.“ Katholische Bestattungskultur angesichts neuer Herausforderungen, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Nr. 97. Bonn 2011, Nr. 3.
- 5 Vgl. Tote und Trauernde trösten, ebd., S. 35.
- 6 Vgl. <https://www.erzbistum-koeln.de/news/Pfarrbuero24-Erzbistum-Koeln-startet-Pilotphase/>
- 7 Vgl. Tote begraben und Trauernde trösten, ebd., S. 40. Vgl. auch die Rezension zum folgenden Buch

- in dieser Ausgabe des Pastoralblatts: Nonn, Nikolaus, Stockhoff, Nicole (Hg.): Das letzte Geleit. Wenn Laien Beerdigungen übernehmen (Paderborn 2021).
- 8 Vgl. Amtsblatt des Erzbistums Köln 137. Jg. Köln, 15. Februar 1997, Nr. 58. Hier ist unterschiedslos von Laien die Rede.
 - 9 Vgl. das Interview mit Marianne Ricking, in Theo. Das katholische Magazin, Heft 4/2018, S. 43.
 - 10 Vgl. Amtsblatt des Erzbistums Köln 157. Jg. Köln, 1. August 2017, Nr. 104. Ebenfalls abgedruckt in der folgenden Handreichung: Erzbistum Köln, Hauptabteilung Seelsorge (Hg.): Trauer und Angst der Menschen von heute teilen. Köln 2018, S. 30-35.
 - 11 Deutsche Bischofskonferenz: In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche. Wort der deutschen Bischöfe zur Seelsorge, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Nr. 110. Bonn 2022, S. 30.
 - 12 Weitere Informationen zur Ausbildung von Gemeindemitgliedern erteilt die Ausbildungsleiterin Dipl.-Theol. Eva-Maria Will M.A.: eva-maria.will@erzbistum-koeln.de.

Bernd Hillebrand

Die eigentlichen Fragen

Eine Kirche auf der Suche nach Fragen anstelle von Antworten

Viele erwarten klare und eindeutige Antworten auf ihre Fragen zur eigenen Lebens- und Glaubenssuche. Angesichts dieses Erwartungsraums ist die Versuchung groß, auf die gestellten Anfragen und auf die schmeichelhafte Zuweisung einer Expertise mit Eindeutigkeit und Klarheit zu antworten. Ganz abgesehen von solchen Erwartungen ist es offensichtlich das Selbstverständnis von Religion, Antworten auf die Fragen der Menschen zu geben. Gerade auf die letzten Fragen möchte Religion Antwort geben. Dabei schienen die Fragen der Menschen über Jahrhunderte hinweg immer die gleichen zu sein – gleichsam archetypische Fragen. Sie wurden in Katechismen gesammelt und mit klassischen Antworten gefüllt.

Sicherlich gibt es Grundfragen der Menschen, die sie sich seit Jahrtausenden von Jahren stellen. Allerdings haben nicht alle Fragen zu jeder Zeit die gleiche Relevanz. Dazu kommt, dass sowohl die Fragen als auch die Antworten in einem konstellativen Verhältnis zur jeweiligen Geschichte stehen. In der Verzahnung von Zeit und Traditionsfragen ergeben sich die aktuellen Fragen. Deshalb fordert Papst Franziskus: „Es ist jedoch nötig, die Sensibilität zu steigern, um das zu erkennen, was wirklich mit ihrem Leben zu tun hat. Erinnern wir uns daran, dass man niemals auf Fragen antworten soll, die sich keiner stellt“ (EG 155). Die gegebenen Antworten müssen gleichsam überprüft werden, ob sie mit den eigentlichen Fragen der Menschen in einer produktiven Verbindung stehen. An-

derfalls stehen Fragen und Antworten in keinem dialogischen Verhältnis. Frage und Antwort machen nur Sinn, wenn sie in einer dialogischen Beziehung zueinander stehen. Dazu kommt, dass eine dialogische Ebene eine Symmetrie zwischen Fragenden und Antwortenden voraussetzt. Ein produktiver Frage-Antwort-Diskurs erfordert zusammenfassend eine ausgeglichene Machtkonstellation, die sich auf einen lernenden und hörenden Prozess einlässt, um überhaupt dialogisch sein zu können. Beide Grundvoraussetzungen für einen Frage-Antwort-Diskurs fordern Kirche in ihrer hierarchischen Struktur mit einem ewigen Wahrheitsanspruch aufs Äußerste heraus. Nicht umsonst passen Antworten oft nicht zu Fragen, werden fast ausschließlich Antworten gegeben und zu wenig lernbereite Fragen gestellt. Daraus stellt sich grundsätzlich die Frage, ob Kirche nicht selbst Suchende ist, die nach Antworten in Lebens- und Glaubensfragen sucht, und gerade im gemeinsamen Gehen als Volk Gottes der Wahrheit und ihren Antworten auf die Spur kommt. Ein solches Verständnis steht in der Tradition von LG 9ff. und von GS 44 einer lernenden und hörenden Kirche.

Auf dem Hintergrund dieser einleitenden Betrachtungen möchte dieser Artikel sich auf die Suche danach machen, ob die Fragen des synodalen Weges die *eigentlichen* Fragen von Kirche und Menschen sind, ob sie nicht vielmehr die bereits beantworteten Themen der Würzburger Synode sind und was aber dann die Fragen der Gegenwart sein könnten.

Die Fragen des Synodalen Wegs

Am Ende eines Vortrags in einer Seelsorgeeinheit zur Zukunft von Kirche äußerten junge Erwachsene, dass für sie die Fragen des Synodalen Wegs keine Fragen sind, sondern gelebte Realität als Normalität, mit der sie selbstverständlich aufgewachsen sind. Sie können also die Diskussion um die Fragen nicht verstehen, da sie aus ihren

Erfahrungen bereits gesellschaftliche Realität sind. Auf meine Nachfrage nach ihren eigentlichen Fragen nannten sie Zukunftsthemen oder Vergemeinschaftungsbedürfnisse, auf die ich später genauer eingehen werde.

Die Themen des Synodalen Wegs ergaben sich auch nicht aus einer Umfrage zu den Fragen junger Menschen, sondern die Themen der Synodalforen entwickelten sich aus der Veröffentlichung der MHG-Studie über sexuellen Missbrauch in der Kirche.¹ Die Deutsche Bischofskonferenz beschloss als Reaktion auf die Veröffentlichung, mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholik:innen gemeinsam einen verbindlichen Synodalen Weg zu gehen. Auf Wunsch des ZdKs wurde zu den Themen Macht und Gewaltenteilung, Priesterliche Existenz und Sexualmoral der Kirche noch das Thema der Rolle von Frauen in der Kirche aufgenommen.²

Diese vier Themen sind in katholischer Kirche nach wie vor drängende und nicht rezipierte Fragen. Aber sie sind nicht nur für die Jüngeren, sondern auch für die Älteren inzwischen überkommene Realitäten. Viele der älteren Generation haben zwar noch eine patriarchale Erziehung erfahren. Im Emanzipationsprozess der 68-er jedoch machten sie sich einen partizipativen Stil der Beteiligung zu eigen, den sie meist an die nächste Generation weitergaben (vgl. Synodalforum 1). Mit der Studierendenbewegung der 68-er entstand auch eine neue Frauenbewegung (vgl. Synodalforum 3), die schon damals das Diakonat und das Priesteramt der Frau forderte.³ In diesem Zug und im Nachgang des Zweiten Vatikanischen Konzils gab es außerdem eine breite Erwartung, dass in absehbarer Zeit, das Zölibat des Priesters freigestellt werden würde (vgl. Synodalforum 2). Schließlich relativierte sich auch das vierte Thema (Synodalforum 4) zur Weiterentwicklung der kirchlichen Sexualmoral in der Folge der sexuellen Freizügigkeit der 68er Jahre zu einem von kirchlichen Vorgaben unab-

hängigen autonomen Sexualverhalten und autonomer -vorstellung. Mit Blick auf die gesellschaftlichen Vorgänge der 70er Jahre wird offensichtlich, dass die Themen des Synodalen Wegs bereits zu diesen Zeiten diskutiert und einschlägige gesellschaftliche, allerdings nicht kirchliche Veränderungen erfahren haben.

Die Themen der Würzburger Synode

Diese Themen der 70-er Jahre, die erneut im Synodalen Weg aufgenommen wurden, fanden ihren Niederschlag als zeitliche und nachkonziliare Rezeption in der Würzburger Synode. Die vier Themen des Synodalen Wegs finden sich bereits in der Würzburger Synode, auch wenn sie im Kontext der damaligen Zeit behandelt wurden und schließlich einen wirksamen Aufbruch verpasst haben.

Das Thema des Synodalforums 1 durchzieht an mehreren Stellen die Dokumente der Würzburger Synode. Das Volk Gottes als Träger der Hoffnung (Beschluss Unsere Hoffnung, II 4.)⁴ oder die gemeinsame Verantwortung aller Glieder (Beschluss Räte und Verbände, I 1.)⁵ befassen sich mit dem Thema der Machtverteilung durch größere Partizipation. Das Thema der Gewaltenteilung allerdings spielte damals noch keine Rolle. Mit der priesterlichen Existenz im Kontext von „Diensten und Ämtern“ beschäftigt sich ein Kapitel zum „Dienst des Priesters“ (Beschluss Dienste und Ämter, 5.)⁶. Vor allem in Kapitel 5.4.6 wird die Frage nach neuen Zugangswegen explizit gestellt: „Zur Suche nach neuen Zugangswegen zum Priestertum gehört auch die Prüfung der Frage, ob in Ehe und Beruf bewährte Männer zur Priesterweihe zugelassen werden sollen und ob die Zölibatsgesetzgebung grundsätzlich geändert werden soll. [...] Umso mehr sind die Bischöfe verpflichtet zu prüfen: Ist eine solche pastorale Notsituation heute und in absehbarer Zukunft in Deutschland gege-

ben? Welche konkreten Modelle lassen sich entwickeln, um einen geordneten Heildienst in den Gemeinden sicherzustellen.“⁷ In dieser Verpflichtung sind die Bischöfe in den letzten 50 Jahren offensichtlich nicht weitergekommen. In demselben Beschluss ist ein Kapitel dem „Dienst der Frau“ und dem „Diakonat der Frau“ gewidmet. Auch das Thema des Synodalforums 3 „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ fand also bereits in der Würzburger Synode einen deutlichen Eingang, und die Begründung und Forderung eines Diakonats der Frau könnte vom Synodalen Weg wörtlich übernommen werden. Schließlich klingen die Themen des Synodalforums 4 „Leben in gelingenden Beziehungen“ im Beschluss „Ehe und Familie“ der Würzburger Synode an. Beispielsweise kommt im Kontext von Sexualität und Partnerschaft das Thema „voreheliche Sexualität“ zur Sprache (Beschluss Ehe und Familie, 3.1.3 Zur vorehelichen Sexualität)⁸.

Diese holzschnittartige Konkordanz zwischen den Themen der Würzburger Synode und des Synodalen Wegs legen die Hypothese nahe, dass der Synodale Weg nochmals die Themen der 70er Jahre behandelt, die gesellschaftlich nicht mehr zur Disposition stehen. Insofern versucht der Synodale Weg die nicht zum Durch- und Aufbruch gelangten Themen der 70er Jahre nochmals aufzugreifen und in einem neuen Versuch zu realisieren. Es handelt sich dabei jedoch nicht um die eigentlichen Fragen spätmoderner Menschen, sondern einerseits um die inzwischen gesellschaftlichen Normalitätsstandards und andererseits um die kirchlicherseits nicht gemachten Hausaufgaben der 70er Jahre.

Die eigentlichen Fragen

Nun drängt sich aber die Frage auf, was dann in der Spätmoderne die eigentlichen Fragen der Menschen sind. Dazu begeben wir uns auf eine Suche nach Innen und nach Außen. Der Blick nach Innen geht ek-

klesiologischen und phänomenologischen Grundkonstitutiven christlichen Lebens nach und beschränkt sich dabei auf drei zentrale Aspekte. Die Außenperspektive zieht empirische Daten heran, die sich im Wesentlichen auf junge Menschen der Generation Z beziehen.

Der Blick ins Innen

Im Innen befindet sich Kirche in einer einschneidenden Transformation und einem partiellen Abbruch. Eine vorrangige Reaktion auf diese Phänomene zeigen sich in kirchlichen Strukturveränderungen, die größere Systeme als Großpfarreien planen. Die tieferliegende Frage nach dem Konstitutiv und nach Bedingungen seiner Bildung bleibt meist unbeantwortet und unterdeterminiert. Konstitutive Fragen wären beispielsweise: Wie bilden sich Begegnungsorte von Kirche, was sind zentrale Gemeinschaftsbildungsmomente oder welche Rolle spielen dabei Kirchengebäude? Die Beantwortung dieser zentralen und existentiellen Fragen sind jedoch die Grundlage für gebildete Strukturen, ob sie lebendig oder stumm sein werden. Die folgenden drei Fragen greifen exemplarisch diese phänomenologischen Grundkonstanten auf.

Eine erste Frage geht dem Kern und dem Wesen von Gemeinde nach und stellt die Frage, welche Rolle dabei die Eucharistie und überhaupt die Liturgie spielt. Zunächst beschreibt das Konzil die Eucharistiefeier als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (LG 11,20). An dieser Orientierung hat sich im kirchlichen Handeln bis heute nichts Wesentliches verändert, was der Fokus zur Coronazeit auf das Garantieren der Eucharistie widerspiegelte. Da in Zukunft aufgrund von weiter abnehmenden Priesterzahlen immer weniger Gemeinden eine Eucharistie feiern werden können, stellt sich überaus existentiell die Frage, was dann Quelle und Höhepunkt des gemeindlichen Lebens sein wird. Daran schließt sich eine ganz grundsätzliche Fra-

ge an, ob Liturgie ausschließlich gemeindebildend ist oder ob auch Diakonie oder Martyrie aufbauenden und produktiven Charakter haben? Gerade in der Jugendarbeit tragen alternative Konstellationen der kirchlichen Grunddienste zur Ekklesiogenese bei.

Eine zweite Frage sucht nicht nur nach einer Antwort im Raum, sondern in der Zeit. Der wöchentliche Rhythmus der gemeinschaftlich-kirchlichen Zusammenkunft hat seinen frühchristlichen Ursprung in der sonntäglichen Auferstehungsfeier. Daher genießt der Sonntag in Europa noch meist einen staatlichen und arbeitsfreien Schutz als gemeinsamer freier Arbeitstag in der Woche. Dennoch steht er nicht mehr unangefochten in der gesellschaftlichen Debatte, sondern ist immer wieder Gegenstand einer diskursiven Erörterung. Insofern ist die Frage nach einer wöchentlichen Versammlung von Kirche immer auch eine politische. Aber auch innerkirchlich stellt sich aufgrund von abnehmenden Kirchenbesucher:innen und weniger werdenden Priestern die Frage nach der Häufigkeit von kirchlichen Treffen, Versammlungen oder Gottesdiensten. Familiengottesdienste beispielsweise finden häufig nur einmal monatlich statt. Dazu kommt, dass die Gestaltung von Sonntagen einer starken säkularen Konkurrenz unterliegt. Auch wenn die Antwort auf die Frage der Häufigkeit unantastbar scheint, muss sie angesichts von Transformationsprozessen und Kirchenentwicklung grundsätzlich gestellt werden, weil sie ihre Selbstverständlichkeit verloren hat.

Eine letzte und dritte Frage in dieser Auswahl stellt sich im Kontext von Kirche als Dienstleisterin bzw. als zweckfreiem Ereignis. Dieses Spannungsverhältnis ist ungeklärt. In vielen Kirchenentwicklungsprozessen etabliert sich meist eine Forderung nach einer Kirche als Dienstleisterin. Dass Kirche nicht für sich selbst und nicht aus sich selbst existiert, steht im Ministerium-Charakter der Kirche außer Frage. Der

pfungstliche Gemeinschaftsauftrag sucht jedoch nach Formen der Beteiligung und der Begegnung, die gemeinschaftsbildend und ereignishaft auch gemeinschaftsbindend sind. Eine Verantwortung aus dem jeweiligen Taufcharisma beinhaltet zusätzlich zu dem Dienstleistungsauftrag auch einen relationalen Gemeinschaftsauftrag als Leib Christi, der sich partizipativ gestaltet. In welchem Verhältnis beide zueinander stehen, fordert eine Klärung und Auseinandersetzung.

Drei exemplarische Fragen, die im Rahmen von Kirchenzukunft und Kirchenentwicklung meist nicht gestellt werden, aber einen konstitutiven Rang haben. Die primären Fragen werden oft nur auf der strukturellen Ebene und weniger auf der gestalterischen Begegnungsebene gestellt. Womöglich finden sich die primären und zukunftsweisenden Fragen nämlich nicht auf der strukturellen und finanziellen Ebene. Daher müssten den Fragen auf der gestalterischen Begegnungsebene mehr Raum oder überhaupt Raum zukommen, was einen Perspektivwechsel in kirchlichen Debatten darstellen würde.

Die Außenperspektive

Über den kirchlichen Horizont hinaus stellen sich aber auch wesentliche Fragen der Menschen im Außen. Diese Fragen sind natürlich gleichzeitig die Fragen der Menschen im Innen von Kirche, stellen sich aber nicht unmittelbar aus den existenziellen Fragen nach einer kirchlichen Zukunft. Exemplarisch stehen an dieser Stelle die Fragen junger Menschen, die sich aus den Ergebnissen der Sinus-Jugendstudie 2020 ergeben. Insgesamt wird in Abgrenzung zur Millennial-Generation (Generation Y) die Generation Z als ernsthafte Generation beschrieben. Auch hier sind wieder drei zentrale Fragen leitend.

Eine erste Frage zeigt sich im Thema des Leistungsprinzips. Junge Menschen sind

zwar nach wie vor bereit, Leistung zu bringen, aber nur mit Vorbehalt. „Leistung und Selbstverantwortung stehen bei den Jugendlichen weiter hoch im Kurs, obwohl die Skepsis gegenüber dem neoliberalen Wettbewerbsparadigma zugenommen hat.“⁹ Die Gegenwart spielt eine bedeutendere Rolle als ein eventuell zukünftiger Reichtum. Es stellt sich für die Jugendliche also die Frage, wie sie aus dem neoliberalen System der Selbstoptimierung aussteigen und alternativ leben können. Diese Frage ist an die christliche Haltung einer bedingungslosen Anerkennung unabhängig von einer erbrachten Leistung unmittelbar anschlussfähig, wenn sie nicht gleichzeitig für eine funktionale Vitalisierungslogik nutzbar gemacht wird.

Eine weitere zentrale Frage junger Menschen findet sich in der Frage nach der persönlichen Beheimatung. Bei *jungen Menschen der Generation Z treten die negativen Folgen der Individualisierung stärker ins Bewusstsein*. „Der seit vielen Jahren virulente soziokulturelle Trend von Extrovertiertheit und Autozentrik hat sich in der jungen Generation deutlich abgeschwächt. Die Jugendlichen beklagen eine ‚Jeder-für-sich‘-Mentalität und fehlenden Zusammenhalt in der Gesellschaft. Viele haben Angst vor zunehmender Polarisierung, Hass und Aggression.“¹⁰ Es geht um Wohlbefinden und soziale Einbindung. Der gesellschaftliche Trend „Regrounding“ tritt hier deutlich hervor als Sehnsucht nach Zugehörigkeit, Halt und Orientierung. In der Kurzlebigkeit von Vergemeinschaftung und Kontakten stellt sich für die Jugendlichen die Frage, wo sie Zugehörigkeit finden. Daran schließt die bereits oben gestellte Frage nach Gemeinschaftsformen der Spätmoderne innerhalb von Kirche an.

Schließlich schält sich eine dritte Frage aus der Sinus-Studie 2020 heraus. Es ist die Frage nach dem Überleben des Planeten und der eigenen Zukunft. „Der Problemkomplex Klimawandel und Umweltschutz beunruhigt die junge Generation in hohem

Maße. Die zunehmende Zerstörung der Lebensgrundlagen auf der Erde empfinden die Jugendlichen als entscheidend für ihre Zukunft und sie ist zu einer zentralen Frage der Generationengerechtigkeit geworden.“¹¹ Die Studie spricht von einer ernsten und ernsthaften Generation. Gerade durch die existentielle Forderung nach einer radikalen Nachhaltigkeit erinnerte die junge Generation Kirche an ihren Schöpfungsauftrag. In einer konsequenten Beschäftigung mit diesem Grundauftrag von Kirche könnte die Zukunftsfrage der jungen Menschen inspirativ und kooperativ aufgenommen werden.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich innerhalb von Kirche nicht nur die großen Reformfragen der 70-er Jahre stellen, die nach wie vor nicht eingeholt und für Inkohärenzen kirchlicher Glaubwürdigkeit verantwortlich sind. Es ist unbestritten notwendig diese Fragen zu lösen, allerdings sind neue Fragen in den letzten 50 Jahren dazu gekommen, die aus dem Blick geraten. Gerade im Rahmen von Kirchenentwicklung müssen grundlegende ekklesiologische Fragen gelöst werden, die nicht allein struktureller Art sind. Dazu kommen die Zukunftsfragen von Menschen und vor allem jungen Menschen, die nach Sinn, nach Zugehörigkeit und einer klimatischen Zukunft fragen.

Entscheidend bei der Suche nach den eigentlichen Fragen sind jedoch nicht nur strukturelle Analysen, sondern vor allem Begegnungen mit Menschen, um ein Ohr beim Volk zu haben (vgl. EG 154). Erneut steht Kirche in der Gefahr, die Welt mit ihren Fragen und ihrem Suchen zu verlieren. Daher fordert eine Suche nach den eigentlichen Fragen die Eröffnung und Ermöglichung von Beziehungs- und Begegnungs-orten mit milieudifferenten Menschen, um sich als Kirche nicht vom Interesse an ihnen abzuschotten und vorrangig um die eigenen Fragen zu kreisen. Wer dann in

diesen Begegnungen wem Antworten gibt, ist in einem dialogischen Verständnis von Wahrheit und Erkenntnis nicht mehr eindeutig zu bestimmen.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Sabine Demel, So könnte der „synodale Weg“ der Bischöfe aussehen, <https://www.katholisch.de/artikel/21215-so-koennte-der-synodale-weg-der-bischoefe-aussehen>, (letzter Zugriff 23.05.2022).
- 2 Vgl. <https://www.synodalerweg.de/>, (letzter Zugriff 23.05.2022).
- 3 Vgl. Manuela Maaß, VII. Die neue Frauenbewegung der 1970er Jahre in Deutschland, <https://www.uni-muenster.de/NiederlandeNet/nl-wissen/geschichte/70er/frauenbewegung.html#:~:text=Die%20Neue%20Frauenbewegung%20beggann%20Anfang%20der%201970er%20Jahre.,auch%20in%20ganz%20Westeuropa%20zum%20Motor%20der%20Frauenbewegung.>, (letzter Zugriff 23.05.2022).
- 4 Vgl. Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe. Freiburg im Breisgau – Basel – Wien 2012, 102f.
- 5 Vgl. a.a.O., 652ff.
- 6 Vgl. a.a.O., 619ff.
- 7 A.a.O., 628f.
- 8 Vgl. a.a.O., 441 ff.
- 9 Sinus-Jugendstudie 2020 – Wie ticken Jugendliche?, <https://www.bpb.de/die-bpb/presse/313113/sinus-jugendstudie-2020-wie-ticken-jugendliche/> (letzter Zugriff 03.06.2022).
- 10 Wie ticken Jugendliche 2020? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter zwischen 14 bis 17 Jahren in Deutschland, <https://www.sinus-institut.de/media-center/studien/wie-ticken-jugendliche-2020n> (letzter Zugriff 03.06.2020).
- 11 Ebd.

Jesus ein „Idiot“? – Nietzsche ein „Hanswurst“?

Eugen Biser im Dialog mit Friedrich Nietzsche¹

Einer der vorzüglichsten Kenner Friedrich Nietzsches (1844 – 1900; ab 1889 in geistiger Umnachtung in Obhut seiner pietistischen Mutter und Schwester) in der katholischen Theologie war der Münchner Fundamentaltheologe Eugen Biser (1918 – 2014). 1961 promovierte er in Philosophie an der Universität Heidelberg bei Karl Löwith mit dem Thema „Gott ist tot. Nietzsches Destruktion des christlichen Bewusstseins“. Seitdem hat sich Biser immer wieder mit Nietzsche, den er als philosophische „Droge“ für die postmoderne Zeit (II 83) ansah, auseinandergesetzt.

Philosophieren „mit dem Hammer“

Friedrich Nietzsche bediente sich mitunter ätzender Rhetorik mit dem Ziel, allzu Selbstverständliches durch Zertrümmerung „mit dem Hammer“ klarzulegen: „Ich widerspreche, wie nie widersprochen worden ist, und bin trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes. Ich bin ein froher Botschafter, wie es keinen gab ... erst von mir an gibt es wieder Hoffnungen“ (II 12).

Dazu Eugen Biser: „Wie er auf der einen Seite den Auftrag empfindet, alles im Verfall Begriffene vollends niederzustoßen, um so auf den von den Scheingestalten verdeckten Grund der Dinge zu kommen, sieht er sich auf der anderen Seite dazu berufen, dem auf die schiefe Bahn geratenen Leben wieder auf „den Weg aufwärts“ zu verhelfen“ (I 32).

Das Verschwinden Gottes am Horizont

In seiner Auseinandersetzung mit dem Christentum wurde Nietzsche schon früh klar, dass er seinen Angriff auf das zentrale Thema, die Gottesfrage, fokussieren musste: „Ein Begriff hier weg, eine einzige Realität an dessen Stelle – und das ganze Christentum rollt ins Nichts!“ (II 29). Nietzsche geht davon aus, dass „sich der Gottesglaube im Grunde längst überlebt hat und allenfalls noch wider besseres Wissen festgehalten wird. Gerade darin besteht aber eine unerwartet große Schwierigkeit. Denn von nichts ist der Mensch so schwer abzubringen wie von seinen Vorurteilen“ (II 31). Einer der bekanntesten Nietzsche-Texte in seiner Auseinandersetzung mit dem Gottesbegriff ist das Gleichnis vom „tollen Menschen“. Biser: „... die Gleichnissprache des Textes ... verrät ... eine erstaunliche Einfühlung in Sinn und Wirkweise der Gleichnisse Jesu. Ja, man kann sagen, daß ... Nietzsche der erste ist, dem dieser Versuch überzeugend gelang“ (II 32).

In der „Fröhlichen Wissenschaft“ (1882) schlüpft Nietzsche in die Rolle des „tollen Menschen“, der am hellen Vormittag mit einer Laterne auf dem Markt herumläuft und schreit: „Ich suche Gott!“ Und denen, die ihn dafür auslachen, hält er entgegen: „Ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet, – ihr und ich! Wir Alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir dies gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten ... Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? ... Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage angezündet werden? ... Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!“ Und einige Zeilen weiter: „Was sind denn diese Kirchen noch, wenn sie nicht die Grüfte und Grabmäler Gottes sind?“²

Zu den – von Nietzsche verborgenen – Quellen dieses Gleichnisses gehört ein Essay von Heinrich Heine: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ von 1834. Darin hatte Heine davon gesprochen, „daß Kant unter den himmlischen Leibgarden Gottes, den Gottesbeweisen also, ein schreckliches Massaker angerichtet habe, ... daß diesem Blutbad gerade der wichtigste Beweis, der ontologische, der über René Descartes und Anselm von Canterbury bis auf Augustinus zurückgeführt werden könne, unbeschädigt entronnen sei“ (II 35).³ Nietzsche sah sich als „Vollstrecker“ dieser Aufgabe, den Menschen der Moderne darauf zu verweisen, dass das „Losketten von der Sonne“ das „Wegwischen des Horizonts“ (und damit das Verschwinden Gottes aus dem menschlichen Denken) ermöglicht habe.

Was aber bezweckt bzw. ermöglicht die „Vernichtung“ Gottes? Es gibt – so Nietzsche – „keine schönere Apologie des Menschen als das Vorhaben, „all die Schönheit und Erhabenheit“, die er an die „eingebildeten Dinge“ ausgeliehen hatte, für ihn „als sein Eigentum und Erzeugnis“ zurückzufordern. Tatsächlich versteht es Nietzsche als sein zentrales Programmziel, der Menschheit wieder zu ihrem an Gott abgetretenen Reichtum zu verhelfen“ (II 30f.). Die Konsequenz des „Todes Gottes“ sind: Nihilismus – von Nietzsche in den Gedanken der „ewigen Wiederkehr“ (des Sinnlosen auf ewig) gefasst – und die Überzeugung eines „Übermenschentums“⁴

Jesus – „der Idiot“⁵

„Der Antichrist“, als der sich Nietzsche in bewusst biblischer Anspielung selbst bezeichnet, ist ein Werk hemmungsloser Sprachpolemik. Und doch findet sich in ihm eine Identifikation mit dem Gegner, die man kaum für möglich gehalten hätte. Biser: „Denn es ist ausgerechnet der „Antichrist“, in welchem Nietzsche jenes einfühlsame Bild Jesu entwarf, das den Eindruck erweckt, daß der Stoß der Kritik

an ihm vorbeigeführt werde“ (II 54). Auch wenn Jesus in diesem Zusammenhang von ihm als „Idiot“ tituliert wird, spricht es doch für ein ungewöhnliches Verständnis, daß das ganze Leben Jesu nichts anderes als die Praxis einer kindlich vertrauenden Gottinnigkeit gewesen sei, und daß er auch mit seinem Tod nichts anderes als „die stärkste Probe, den Beweis“ für diese Lebenspraxis geben wollte:

Jesus „hatte keine Formeln, keinen Ritus für den Verkehr mit Gott mehr nötig, – nicht einmal das Gebet. Er hat mit der ganzen jüdischen Buß- und Versöhnungs-Lehre abgerechnet, er weiß, wie es allein die Praktik des Lebens ist, mit der man sich ‚göttlich‘, ‚selig‘, ‚evangelisch‘, jederzeit als ein ‚Kind Gottes‘ fühlt ... Ein neuer Wandel, nicht ein neuer Glaube ...“ (II, 54f.; Zitat „Der Antichrist“, S 33).

Der frohe Botschafter „starb, wie er lebte, wie er lehrte“: „Er widersteht nicht, er verteidigt nicht sein Recht, er tut keinen Schritt, der das Äußerste von ihm abwehrt, mehr noch, er fordert es heraus ... Und er bittet, er leidet, er liebt mit denen, in denen, die ihm Böses tun. Die Worte zum Schächer am Kreuz enthalten das ganze Evangelium. „Das ist wahrlich ein göttlicher Mensch gewesen, ein Kind Gottes!“ – sagt der Schächer. „Wenn du dies fühlst“ – antwortet der Erlöser – so bist du im Paradiese, so bist du ein Kind Gottes!“ („Der Antichrist“, S 35).⁶

Biser: „An dieser Stelle verstummt nicht nur jeder aggressive Ton; vielmehr erreicht Nietzsche hier auch einen Grad der Einfühlung in das Passionsgeschehen, der bis zur Stunde nirgendwo sonst erreicht worden ist; denn er bezieht die Henker in das als äußersten Liebesbeweis begriffene Leiden Jesu ein. Hier gelangt Nietzsches Kampf tatsächlich an sein Ende, während gleichzeitig der Wille zum Überleben des Bekämpften die Oberhand gewinnt. Hier gibt Nietzsche seine Gegnerschaft zu Jesus auf“ (I 103).

Gerade in Nietzsches Auseinandersetzung mit dem Gekreuzigten findet sich gegen Ende seines (bewussten) Lebens eine zu-

nehmende Anwandlung: weg vom scharfen „dionysischen Antichrist“ empfindet er sich – zumal nach seiner Behandlung in der Basler „Irrenanstalt“ – selbst als „Gekreuzigten“. Immer intensiver schlüpft er in die Rolle des „Possenreißers“, des „tolen Menschen“: „Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst ... Vielleicht bin ich ein Hanswurst ...“ (I 105; Zitat Nietzsche: „Der Antichrist“ §1). Biser: „Doch wozu überhaupt die Narrenrolle? ... zum Ziel der Wahrheit!“ Es gibt für Nietzsche Wahrheiten, die „nur unter der Maske des Außenseiters, der skurrilen Randfigur, zur Sprache gebracht werden können.“ (II 63).

So hat sich Nietzsche mit seiner Selbsteinschätzung in die Schar der Grenzgänger und Christusnarren eingereiht, die IHM folgen, der von seiner Familie (Mk 3,21) wie von seinen Kritikern (Mk 3,24) für „besessen“ gehalten wurde (I 106).

Das Christentum als „Verfälschung des Evangeliums“

In seiner Streitschrift „Zur Genealogie der Moral“ (1887) blies Nietzsche zum Generalangriff auf das Christentum. Er behauptet, das Christentum sei das Gegenteil dessen, was der Gekreuzigte gelebt und verkündet habe: die „Religion der kaum maskierten Rachegefühle“ (II 46). „Wie alle großen Hervorbringungen der Geistesgeschichte ist es dazu verurteilt, an seinen eigenen Konsequenzen zugrunde zu gehen. Wie es bereits durch die historische Kritik „als Dogma“ destruiert worden sei, beginne es sich jetzt auch „als Moral“ aufzulösen. Darin bestehe das „große Schauspiel in hundert Akten, das den nächsten zwei Jahrhunderten Europas aufgespart“ bleibe, denn:

„Nachdem die christliche Wahrhaftigkeit einen Schluß nach dem andern gezogen hat, zieht sie am Ende ihren *stärksten Schluß*, ihren Schluß gegen sich selbst; dies aber geschieht, wenn sie die Frage stellt, was bedeutet aller Wille zur Wahrheit?“ (II 47; Zitat Nietzsche aus „Zur Genealogie der Moral III, § 27).

Nietzsche sieht die ursprüngliche Botschaft des Evangeliums durch vier früh einsetzende Entwicklungen entstellt: durch den Apostel Paulus, der die Auferstehung „erfand“ (I 134), das Schwergewicht des Daseins ins Jenseits verlegte („Umwertung aller Werte ins Lebensfeindliche“; I 147) und damit den „Judaismus“ ins Christentum einbrachte; durch den augustinischen Neuplatonismus („Christentum als Platonismus fürs Volk“), schließlich den Asketismus (Leibfeindlichkeit) und den Einfluss östlicher Mysterienkulte (I 132f.). Dazu Biser: „Was er (Nietzsche) mit äußerster Heftigkeit attackiert, ist vor allem die Vorstellung vom Opfertod Jesu und seiner Voraussetzungen, die er sowohl im Bild des zürnenden und strafenden Gottes als auch in der Lehre von der Schuldverhaftung und Sündhaftigkeit des Menschen erblickt.“ Die Ursache für diesen Absturz in ein „schauderhaftes Heidentum“ erkennt Nietzsche in der „Verdrängung der ursprünglichen Liebesbotschaft durch eine Ideologie des Hasses und der Rache erklärt“ (I, 133).

Biser: „Das führte zu einer progressiven Entfremdung vom Ursprung, und dies mit der Folge, dass die Menschheit heute „vor dem Gegensatz dessen auf den Knien liegt, was der Ursprung, der Sinn, das *Recht* des Evangeliums war“, und dass mit dem Begriff „Kirche“ gerade das heilig gesprochen wurde, was der ‚frohe Botschafter‘ als *unter* sich, als *hinter* sich empfand“⁷.“ In kaum noch erträglicher Polemik nannte Nietzsche die „Christen „kleine Mißgeburten von Muckern und Lügner“, die Begriffe wie „Gott“, „Wahrheit“, „Licht“, „Geist“, „Liebe“, „Weisheit“ und „Leben“ für sich in Anspruch nahmen, um die „Welt“ von sich und sich von der Welt abzugrenzen.“⁸ Und der Kirche wirft er vor, „aus jedem Wert einen Unwert, aus jeder Wahrheit eine Lüge“⁹ gemacht zu haben (I 20).

Bisers Folgerungen

Friedrich Nietzsche war gewiss einer der aggressivsten Feinde des Christentums im

19. Jahrhundert. Und doch entdeckte Eugen Biser in dessen zentralen Schriften Aspekte, die für die Weiterentwicklung kirchlicher Theologie und Verkündigung unserer Tage von zentraler Bedeutung sein können. Daher auch Bisers Ausgangsfrage als Buchtitel: „Nietzsche – Zerstörer oder Erneuerer des Christentums?“

Wenn Nietzsche „Jesus zugute hält, dass er mit der ganzen jüdischen Buß- und Veröhnungslehre abgerechnet“ und mit seinem Evangelium alles „abgetan“ habe, was die „Begriffe ‚Sünde‘, ‚Vergebung der Sünde‘, ‚Glaube‘, ‚Erlösung durch den Glauben‘“ besagten, nennt er die Grundpfeiler des Systems von Vermittlungen kultischer, sakramentaler und pädagogischer Art, das sich im Lauf der Christentumsgeschichte um den Kern der christlichen Heilslehre legte und weitgehend die Praxis des religiösen Lebens bestimmte. Dem stellt er allerdings mit aller Schärfe die „Praktik“ entgegen, die Jesus „der Menschheit hinterließ“ und die er im Blick auf dessen Kreuzesworte mit dem Satz umschreibt: „Nicht sich wehren, nicht zürnen, nicht verantwortlich-machen ... Sondern auch nicht dem Bösen widerstehen – ihn lieben“ (I 146, Zit. „Der Antichrist“ § 35).

Entscheidend ist für Biser hinsichtlich einer Erneuerung des Christentums die Hinwendung zum barmherzigen und liebenden Gott Jesu Christi, die allen Welt- (und Selbst-)Hass von Christen überwindet. Damit ist aus der vernichtenden Kritik Nietzsches an der christlichen Satisfaktionsvorstellung (der Opfertod Jesu Christi am Kreuz) ein entscheidendes Kriterium für Lehre und Praxis der Kirche gewonnen, das sich in unseren Tagen als entscheidend herausstellt: In der christlichen Theologiegeschichte bis hin zur Rechtfertigungslehre (als Kernstück des Protestantismus) wiederholt sich das, was Jesus widerfahren ist, als er „auf den Widerstand seines konservativen Umfelds stieß und als er sich mit seinem – auf die Aufhebung des Opferkults abzielenden – Tempelprotest das Todesurteil seiner auf ihrem religiösen Besitzstand beharrenden Gegner einhandel-

te. Von Nietzsche könnte somit ein Impuls ausgehen, sich dieser Situation bewusst zu werden und die sich daraus ergebenden Konsequenzen zu ziehen“ (I 151). Christen von heute haben schon längst ihre eigenen Schlussfolgerungen gezogen und sich dem „Zugriff der kirchlichen Angst- und Sündenpädagogik“ entzogen (I 152).

„Das Christentum ist jeden Augenblick noch möglich“¹⁰

135 Jahre nach Erscheinen von Nietzsches „Genealogie der Moral“ scheint sich seine geradezu prophetische Vorhersage des Zusammenbruchs des kirchlichen Moralgebäudes durch Unglaubwürdigkeit und Selbstwidersprüche zu bewahrheiten (Jesus: „Ihr seid wie getünchte Gräber“, Mt 23,27). Darum sollten seine Gedanken nicht einfach als „erledigt“ beiseite gewischt werden („Nietzsche ist tot“). Tatsächlich gehört er – das hat Eugen Biser treffend herausgearbeitet – in die Tradition der „Narren in Christus“, die es zu jeder Zeit gab; nur dass Nietzsche seine „Narretei“ unter der Maske härtester Opposition versteckte.

Auf der Ebene der Verkündigung – Predigt und Katechese – wie in der caritativen Arbeit jenseits von Refinanzierung erkenne ich Möglichkeiten der Verlebendigung und Erneuerung darin, den „verrückten“ Jesus in den Mittelpunkt zu stellen, der in seiner Zeit alles allzu Selbstverständliche in Frage und die Leidenden und Ausgestoßenen in den Mittelpunkt stellte, was ihn schließlich das Leben kostete.

Auf der Ebene der biblischen wie systematischen Theologie sehe ich eine Herausforderung darin, sich erneut mit den Schriften des Paulus – der sich ebenfalls als „Narr in Christus“ ansah (2Kor 11,16-21a) – zu beschäftigen und zu versuchen, seine Theologie für unsere Zeit lebensnah und -bejahend zu übersetzen. Ob augustinischer Neuplatonismus und leibfeindlicher Asketismus der Spätantike für ein gelebtes und glaubwürdiges Christentum

unserer Tage noch hilfreich sind, sei dahingestellt. Sie dürfen jedenfalls nicht als die einzigen Traditionsstränge einer spätantiken Vergangenheit Geltung für Gegenwart und Zukunft beanspruchen.

Marianne Komp

Wie Engagementförderung belebt und motiviert

Anmerkungen:

- ¹ In diesem Beitrag beziehe ich mich vor allem auf zwei Werke von Eugen Biser: „Nietzsche – Zerstörer oder Erneuerer des Christentums?“ Darmstadt 2008² (= I); „Nietzsche für Christen. Eine Herausforderung“. Leutesdorf 2000 (= II). Beide Werke sind nur noch antiquarisch erhältlich; das Letztere ist für eine breite Leserschaft gedacht.
- ² Zitiert nach H. Waldenfels, Kontextuelle Fundamentalthologie (= KF). Paderborn 2005⁴, 54f.
- ³ Zu den „klassischen“ thomanischen Gottesbeweisen („quinque viae“) s. H. Waldenfels, KF 147f. Zum Anselmschen Gottesbeweis ebd. 145f: Gott ist der, „über dem nichts Größeres gedacht werden kann“ (KF 146).
- ⁴ KF 55f.
- ⁵ Nietzsche, „Der Antichrist“, § 29: „Mit der Strenge des Physiologen gesprochen, wäre hier ein ganz andres Wort eher noch am Platz: das Wort Idiot.“ Nietzsche versteht Jesus als „Idioten“ im ursprünglichen griechischen Sinn als unpolitischen Einzelgänger, der mit besonderer Sensibilität ausgestattet war.
- ⁶ An dieser Stelle – darauf verweist Biser – war Nietzsche nicht ganz bibelkorrekt; denn es war der Hauptmann, der das Gottesbekenntnis gegenüber dem Gekreuzigten ablegte. Und doch findet sich in diesem Satz eine tiefe innere Wahrheit.
- ⁷ Nietzsche, „Der Antichrist“, § 36.
- ⁸ Nietzsche, „Der Antichrist“, § 44.
- ⁹ Nietzsche, „Der Antichrist“, § 62.
- ¹⁰ I 81.

Die Frage „Was kann ich tun?“ ist eine der häufigsten Fragen, die interessierte Menschen den Engagementförder*innen stellen, wenn sie sich engagieren wollen. In Krisenzeiten wie der ersten Flüchtlingswelle vor einigen Jahren, der Flutkatastrophe im letzten Jahr und dann der Flüchtlingswelle aufgrund des Krieges in der Ukraine in diesem Jahr ist den Menschen immer ganz schnell bewusst geworden, dass sie mit Ihrer Hilfe sehr viel Gutes tun können. Und dann stehen auch unglaublich viele Menschen bereit, packen an und vernetzen sich, damit möglichst schnell geholfen werden kann. Ein Aufruf in den sozialen Netzwerken löst da schnell eine Welle der Hilfsbereitschaft aus.

Das sind die Momente im Leben und Arbeiten der Engagementförderung, in denen man einfach nur dankbar und glücklich ist, dass es so großartige Engagierte gibt, die einfach da sind. Wenn man dann die Engagierten gut im Blick hat, begleitet und unterstützt, kann daraus etwas Großes wachsen.

Im Seelsorgebereich Zülpich haben wir aus der ersten Flüchtlingskrise gelernt. Wir waren im Kreis Euskirchen die erste Gemeinde, die einen runden Tisch gegründet haben, damit koordiniert Hilfe geleistet werden konnte. Eine große und immens wichtige Rolle dabei spielt die Gewinnung und Begleitung der Freiwilligen, ohne deren Einsatz viele Hilfsaktionen nicht möglich gewesen wären. Als uns dann im letzten Juli die schreckliche Flutkatastrophe

heimgesucht hat, wurde sofort wieder ein runder Tisch installiert, bei dem die katholische und evangelische Kirche, die Stadt, die Tafel und diverse Hilfsorganisationen und Einzelhelfer an einem Tisch saßen, um ein strukturiertes Hilfenetzwerk aufzubauen. Vernetzung ist das Zauberwort, was sowohl innerkirchlich aber auch außerhalb von Kirchengemeinde schnelle Hilfe ermöglicht.

Immer wieder wurde ich als Engagementförderin um Hilfe und Ideen gebeten. Besonders hilfreich war dabei das große Netzwerk von Engagierten, auf das ich zurückgreifen konnte. Alle Menschen, die sich engagieren wollten, konnten wir in den Bereichen einsetzen, in denen sie ihre Stärken sahen. Und Engagierte, die plötzlich mehr Verantwortung bekamen, weil sie neue Ehrenamtliche einführen und begleiten sollten, wuchsen über sich hinaus. Wenn man dann die Engagierten auch noch nach ihrem Einsatz im Blick hat und ihnen echten Dank zukommen lässt, motiviert das viele sich auch über ihr Engagement in der „Krise“ hinaus zu engagieren.

Plötzlich fragen sie nach: „Was kann ich jetzt noch tun?“ oder „Wo kannst Du mich jetzt brauchen?“. Sie möchten das Positive, das sie in ihrem ehrenamtlichen Einsatz gespürt haben, nicht einfach so aufgeben. Mit einem Mal ist ihnen bewusst geworden, wie wertvoll es ist, sich mit Anderen und/oder für Andere zu engagieren. Und sie sind unendlich dankbar dafür, dass sie eine verlässliche Ansprechperson haben, an die sie sich wenden können, wenn sie Fragen haben, Hilfe benötigen oder selber eine Idee im Kopf haben, die sie gerne umsetzen würden.

Darüber hinaus kommen eher kirchenferne Engagierte plötzlich mit Kirche in Berührung. Hier wird auf einmal auch das Interesse geweckt, mal in kirchliche Angebote reinzuschnuppern, von deren Existenz viele Ehrenamtliche bis dato überhaupt nicht wussten. Die Engagementförderung

fungiert hier regelrecht als Türöffner. Und wie oft bekomme ich dann auch den Satz zu hören: „Ich habe da mal eine Frage. Darf ich da auch mal hinkommen, auch wenn ich sonst nicht so viel mit Kirche am Hut habe?“ Da tut sich dann eine große Chance auf, die Engagierten als Engagementförderin an die Hand zu nehmen und mit Angeboten aus unserem Seelsorgebereich in Berührung zu bringen.

Wir sind hier seit Ende Mai 2022 in Zülpich in der glücklichen Situation, eine Servicestelle Engagement in einem ehemaligen Juweliergeschäft zu haben. Der Ort ist perfekt in der Innenstadt gelegen, barrierefrei und wird mit mehreren Kooperationspartnern bespielt, weil wir auch hier wieder die positiven Erfahrungen unserer Netzwerkarbeit vor Ort nutzen wollten. Der ECK-Punkt Zülpich ist ein Kooperationsprojekt von der katholischen Kirche und der Caritas, der Stadt Zülpich und der evangelischen Kirche. Hier trauen sich Menschen mit ihren Fragen, Problemen aber auch Ideen herein, weil die Türe – im wahrsten Sinne des Wortes – offensteht und es unterschiedliche Angebote gibt. Die Menschen bleiben am Schaufenster stehen, scannen sich einen Segen für den Tag ein und studieren die Auslage mit den Angeboten genau. Oft sehen sie einen Bekannten, der hier mitarbeitet oder selber an einem Angebot teilnimmt, und kommen dann herein, um ihr Anliegen loszuwerden. Das Team vor Ort kann dann genau dahin vermitteln, wohin die suchende Person möchte, wenn sie nicht direkt auf den Gesprächspartner trifft, den sie eigentlich sprechen möchte.

So kann es vorkommen, dass z.B. während eines interkulturellen Nähtreffs jemand hereinkommt, der gut nähen kann und seine Hilfe anbietet. Im Laufe des Gesprächs kommt aber auch heraus, dass diese Person gerne singt, sich aber bisher nicht getraut hat, den Kontakt zum Kirchenchor aufzunehmen. Dahin vermittelt und begleitet die Engagementförderung dann gerne.

Literaturdienst

Wichtig ist für die Menschen, die sich ehrenamtlich einbringen möchten, dass sie jemanden persönlich ansprechen können. Oft möchten sie sich erst einmal nur unverbindlich informieren, was es denn so alles an Angeboten gibt. In den meisten Fällen sind die Interessierten nach dem ersten Gespräch völlig überrascht, wie groß das Angebot an Engagements hier vor Ort ist. Und wenn man sie dann einlädt, einfach mal vorbeizuschauen und sich mal mit anderen Engagierten auszutauschen, z.B. beim Nähen, Kochen, Spaziergang etc., ist die Hemmschwelle deutlich geringer, als wenn jemand sich seine Informationen aus dem Schaukasten an einer der Kirchen oder aus den Pfarrnachrichten herausuchen und dann im Pfarrbüro vorstellig werden muss.

Durch die gute und niederschwellige Erreichbarkeit der Engagementförderung und ihre Präsenz in der Lebenswelt von Engagierten werden erste Kontakte viel einfacher hergestellt. Die Menschen haben weniger Berührungängste, ihre Fragen zu allen Themen rund um Kirche und Glauben zu formulieren, und sind dementsprechend auch eher bereit, sich dann zu engagieren. Sie fühlen sich stärker motiviert, weil sie jemanden haben, der sie im Blick hat und sich mit ihren Belangen auseinandersetzt und sich für sie einsetzt. So kommt es auch vermehrt dazu, dass Engagierte mit ihren eigenen Ideen kommen und bei der Engagementförderung anfragen, ob man diese Idee nicht verwirklichen kann. Das belebt das Gemeindeleben vor Ort.

Florian Sobetzko: Kirche neu gründen. Kairologische Pastoralentwicklung zwischen Krise und Gelegenheit. Angewandte Pastoralforschung, Band 5. Würzburg 2021.

Wer mit Florian Sobetzko – Pastoralreferent und Gründertrainer in Aachen – in den sozialen Netzwerken verknüpft ist, hat mitbekommen, wie er den Abschluss der Arbeit an seiner Dissertation herbei gefiebert und gefeiert hat. Und die Community zollte ihm Respekt davor, dass er – nachdem er mit weiteren Mitstreiter/innen aus der praktischen Arbeit heraus das (2021 zum fünften Mal aufgelegte) „Aachener Innovations- und Gründertraining“ gegründet und das „Gründerhandbuch“ (2. Auflage 2017) entwickelt hatte – eine pastoraltheologische Facharbeit zum Themenbereich erarbeitet hat.

Nun liegt die Arbeit, die als Studie designt ist, als Buch in der Reihe „Angewandte Pastoralforschung“ im Echter-Verlag vor. Es ist ein „typischer Sobetzko“: Was er anpackt, packt er gründlich und umfassend an. 500 Seiten. 1667 Fußnoten. Eine vierstufige Gliederung mit z.B. einem Kapitel 2.5.23.9. Man kann darüber irritiert sein, man kann darüber spötteln. Man kann aber auch respektvoll auf dieses Werk schauen. Dies tut der Rezensent, weil er Florian aus früheren Kontakten einige wertvolle Impulse und Tools für die Arbeit als Kirchenentwickler und Berater verdankt. Aber: Bei aller Würdigung der Leistung muss auch etwas drinstecken in diesem Buch. Also: Was steckt drin?

Sobetzko betrachtet den derzeitigen Kairos der Kirche und fragt nach Entwicklungsmöglichkeiten. Den Zustand der Kirche bezeichnet er mit der Metapher der „Großbaustelle“, wohlwissend, dass damit alles und nichts gesagt ist. Er leuchtet aus, dass nicht die Baustelle mit allen ihren Akteuren und Programmen problematisch ist, sondern das fehlende Vertrauen darauf, dass es etwas werden kann mit dem Bau. Er fokussiert somit auf den Unsicherheitscharakter derzeitiger Kirchenpraxis und kann begründen, das Innovationsinitiativen nicht gegen diese Unsicherheit ankommen.

Anstatt nun direkt auf mögliche Lösungsimpulse einzugehen, biegt Sobetzko noch einmal

theologisch ab – und das ist gut so: Sobetzko zeigt mit Verweis auf den Befund in den Evangelien, den biblischen Frühschriften zur Kirchenentwicklung und den pastoraltheologischen Texten des Vaticanums II, dass die kairologische Rede von den „Zeichen der Zeit“ nicht ohne eine hinterlegte Praxis auskommt, die dabei wesentlich als „Leerstelle“ charakterisiert ist, weil nur dann – in der Begegnung zwischen Kirche und Zeit – etwas passieren kann. Er kommt zu dem Schluss, dass der in der Kirchenentwicklung gerne zitierte Dreischritt „Sehen – Urteilen – Handeln“ den falschen Einstiegspunkt wählt und plädiert aus theologischen Gründen für „Handeln – Sehen – Urteilen“. Er charakterisiert eine – im wahrsten Sinne – zeit-gemäße Pastoralforschung als angewandte Pastoralforschung, in der Unsicherheit als Kairos und Opportunity wirkt.

Für diesen, das Forschungsfeld eröffnenden, Schritt braucht Sobetzko rund 140 durchdrungene Seiten. Sobetzko macht es sich also nicht leicht, wenn er nach Entwicklungsimpulsen für die heutige Kirche fragt. Als mitgehender Leser sitzt man mit ihm im Studierzimmer. Das muss man wollen – dann macht es auch so etwas wie „Spaß“.

Im zweiten Hauptteil führt Sobetzko in das Entrepreneurship ein, ebenfalls umfassend und gründlich, in seiner theoretischen Besprechung, seinen Kontexten und als Praxisort. Im Entrepreneurship sieht Sobetzko den Gesprächspartner für kairologische Kirchenentwicklung. Entrepreneurship wird vorgestellt als ein Prozess des Erkennens, des Entdeckens, des Erschaffens unternehmerischer Gelegenheiten, ihrer Bewertung und Nutzung. Im Durchgang durch konzeptionelle Ansätze und Vermittlungsformen des Unternehmerischen stellt er die Bandbreite der Konzepte vor und reflektiert sie auf pastoraltheologische Gesprächsanlässe hin. In der Lektüre dessen ist neben der Teilhabe an umfassender Fachkenntnis ein Gewinn, dass manchmal marktschreierisch in der Pastoralentwicklung gehypte Tools wie Effectuation, Design Thinking oder Lean Startup in eine theologische Gesamtreflexion eingebunden sind.

Für Sobetzko führt der Dialog mit den Perspektiven des Entrepreneurship in eine produktive Hypothesenbildung für die pastorale Strategie und Praxis, was ihn dann zur Formulierung (s)eines Konzepts des Ekklesiopreneurships als kairologische Praxeologie im dritten Hauptteil führt.

In dieser kommt es weniger auf das Entrepreneurship als auf den Entrepreneur an. Dieser Schwenk kommt überraschend, aber er ist folgerichtig, nimmt er doch theologisch die Personalität der Verkündigung und unternehmerisch die Visionalität von „Gründerpersönlichkeiten“ auf. Sobetzko plädiert genau dafür: Kirchliche Personalarbeit mit dem Strategieziel Ekklesiopreneurship. Damit ist eine elementare Leerstelle in der Pastoralentwicklung markiert, die auch nach Meinung des Rezensenten viel zu wenig Personalentwicklung ist, zu sehr auf „Tools“ und zu wenig auf „Skills“ setzt. Sobetzko buchstabiert das Anforderungsprofil einer solchen Personalarbeit konkret und brauchbar aus. Es sei den Personalern in den Diözesen zur Beachtung empfohlen, weil es die Schritte von der Personalplanung zur Personalführung, vom pastoralen Rollenbild des amtsbegründeten Verkünders zum marktbeobachteten „Pastoralunternehmers“ zeichnet.

Florian Sobetzko legt eine Studie vor, die Zeugnis seines beruflichen Lebensthemas ist. Er liefert eine erfrischende und gewissenhafte Durchsicht des „Forschungsgegenstands Kirche“ sowie eine kenntnisreiche Vorstellung des „Hoffnungsbezugs Entrepreneurship“ und buchstabiert ein in der katholischen Pastoralpraxis noch nicht gekanntes Konzept der Pastoral- und Personalentwicklung aus. Trotz allen Umfangs und aller Detailtiefe schafft es Sobetzko immer, wesentliches pointiert und in bildreicher Sprache auf den Punkt zu bringen. So braucht er für den Ertrag noch nicht einmal zwei Seiten.

Eine theologische Schlusskurve wäre noch wünschenswert gewesen: Was bedeutet Ekklesiopreneurship für die Kirchlichkeit der Kirche? Wie korrespondiert der Innovationsdiskurs mit der Pneumatologie? Wie müsste sich eine kairos-sensible Kirchengestalt ordnen? Denn in den Übergängen zwischen Pastoraltheologie, Dogmatik und Kirchenrecht entstehen theologische, näherhin ekklesiologische Entwicklungskräfte, die einen Unterschied zu immer wieder reproduzierten, nebeneinanderstehenden, in sich geschlossen völlig richtigen Sichtweisen machen.

Kritisch zu vermerken ist, dass Sobetzko mit der theologischen Hermeneutik schnell fertig ist. Die philosophische Grundlegung des Entrepreneurship im Pragmatismus mit seinem ab-

duktiven Schlussverfahren ist gut erschlossen und dessen geringe pastorale Rezeption hierzu-lande mit Recht benannt. Aber Sobetzko sichert diesen Zugang zu theologischer Sagbarkeit zu leichtfertig ab. Konfrontativ formuliert könnte man sagen: Was Sobetzko vorlegt ist gar keine Theologie. Damit stünde aber sein dezidiert theologischer Anspruch zur Disposition. Diesen grundsätzlicher zu plausibilisieren wäre eine Gelegenheit gewesen. Er tritt stattdessen nicht aus dem „blinden Fleck“ des Pragmatismus heraus, nämlich, dass dieser pragmatisch ist. Ob sich Kritiker einer vom Entrepreneurship her neu gedachten Kirchlichkeit also überzeugen lassen? Zu wünschen wäre es freilich.

Ein Hinweis an den Verlag: Für die Handhabung des dicken Buches als Studienbuch ist die Klebebindung sehr hinderlich.

Jan-Christoph Horn

Nikolaus Nonn, Nicole Stockhoff (Hg.): Das letzte Geleit. Wenn Laien Beerdigungen übernehmen, Paderborn 2021, ISBN 978-3897108967; 94 Seiten.

Wie erleben diejenigen, die den Beerdigungsdienst als Gemeindemitglieder ausüben, ihre Aufgabe? Darauf geben der Benediktiner Nikolaus Nonn, ehemaliger Liturgiereferent beim Bistum Hildesheim, und Dr. Nicola Stockhoff, Leiterin der Fachstelle Gottesdienst sowie Referatsleiterin im Bistum Münster, in ihrem Buch, das sie gemeinsam herausgegeben haben, eine Antwort.

Die Erfahrungen einiger Diözesen mit dieser bedeutsamen liturgisch-pastoralen Aufgabe bündeln sie in einem ersten Teil des Buches: Frauen und Männer aus den Diözesen Essen, Hildesheim, Münster und Paderborn, die den Beerdigungsdienst seit einigen Jahren ausüben, berichten von ihren unterschiedlichen Erlebnissen, ihrer Motivation und vor allem der Freude, die sich nicht zuletzt aus der Dankbarkeit derer speist, die sie im Zusammenhang eines Todesfalls punktuell begleitet haben. Darüber hinaus unterstreichen die Autorinnen und Autoren, deren Anspruch es ist, „ganz nahe an den Menschen zu sein“ (S. 16), die Bedeutung der „fundierte[n] Qualifizierung“ (S.

15), welche für diesen ehrenamtlichen Dienst unerlässlich ist.

Nach den Praxisbeiträgen folgen im zweiten Teil in komprimierter Form als theoretische Grundlage das theologische Programm der kirchlichen Begräbnisfeier. Aufgrund der Beobachtung, dass das Wissen um deren christlichen Kern immer mehr schwindet, wird „das theologische Anliegen und auch Profil einer kirchlichen Beisetzung“ (S. 32) in Erinnerung gerufen, die von dem zentralen Gedanken ausgeht, dass das Sterben „eine ‚österliche Wanderung‘ auf dem Weg zur Vollendung“ (S. 33) ist. Die Begräbnisliturgie wird dabei als „symbolische Repräsentation des Pascha Christi, des Hindurchgangs durch den Tod zum Leben“ (ebd.) gedeutet, denn die letzte Station des Christen ist nicht der Tod, sondern das Leben in Gemeinschaft der Brüder und Schwestern in Gott, die bereits in der Liturgie gefeiert wird. Da jede Trauersituation individuell ist und vor eigenen Herausforderungen steht, ist es unverzichtbar, die vielfältigen Feierformen und Gestaltungsmöglichkeiten zu kennen und zu nutzen, um so dem theologischen Gehalt eine „adäquate Fei-ergestalt“ (S. 36) geben zu können.

Im dritten, dem am ausführlichsten geratenen Teil, folgt zum einen die Beschreibung des Beerdigungsdienstes, der mit dem Anruf im Pfarrbüro beginnt, sich mit der Kontaktaufnahme und dem Kondolenzgespräch mit den Hinterbliebenen sowie mit den Absprachen mit dem Bestattungsunternehmer fortsetzt und mit der kirchlichen Begräbnisfeier endet. Zum anderen erfahren die Leser und Leserinnen des Buches, was ihnen im Rahmen einer diözesan verantworteten Ausbildung an Grundlagenwissen vermittelt wird, und welche Haltungen eingeübt werden: das Trauergespräch, die Traueransprache, der Einsatz von Symbolen und Ritualen und der Umgang mit dem Manuale, dem liturgischen Buch.

Das mit ansprechenden farbigen Ölmalereien aus dem Himmelsleiter-Zyklus von Sergej Tihomirov gestaltete Buch ist aus der Praxis für die Praxis entstanden. Es wäre zu wünschen, dass dadurch sowohl Beerdigungsleiter und -leiterinnen, die diese Aufgabe bereits ehrenamtlich ausüben, unterstützt als auch weitere Menschen für diesen liturgisch-pastoralen Dienst interessiert werden.

Eva-Maria Will

Der christliche Glaube ...

10. ... ist entweder eine Begegnung mit Ihm, dem Lebendigen, oder er ist nicht.

11. Die Liturgie gewährleistet uns die Möglichkeit einer solchen Begegnung. Wir brauchen keine vage Erinnerung an das letzte Abendmahl: Wir müssen bei diesem Abendmahl anwesend sein, seine Stimme hören, seinen Leib essen und sein Blut trinken können: Wir brauchen Ihn. In der Eucharistie und in allen Sakramenten wird uns die Möglichkeit garantiert, dem Herrn Jesus zu begegnen und von der Kraft seines Paschas erreicht zu werden. Die rettende Kraft des Opfers Jesu, jedes seiner Worte, jede Geste, jeder Blick, jedes Gefühl erreicht uns in der Feier der Sakramente. Ich bin Nikodemus und die samaritanische Frau, der Besessene von Kafarnaum und der Gelähmte im Haus des Petrus, die Sünderin, der vergeben wurde, und die blutflüssige Frau, die Tochter des Jairus und der Blinde von Jericho, Zachäus und Lazarus, der Schächer und Petrus, denen vergeben wurde. Der Herr Jesus, der am Kreuz geopfert wurde, stirbt nicht mehr, sondern lebt mit den Zeichen seiner Passion unsterblich weiter, um uns zu vergeben, uns zu heilen und uns mit der Kraft der Sakramente zu retten. Es ist die konkrete Art und Weise, in der er uns durch die Inkarnation liebt; es ist die Art und Weise, in der er den Durst nach uns stillt, den er am Kreuz bekundet hat (Joh 19,28).

aus: Apostolisches Schreiben „Desiderio desideravi“ des Heiligen Vaters Franziskus ...
über die Liturgische Bildung des Volkes Gottes (29.6.2022)

Anschriften der Mitarbeiter*innen dieses Heftes:

Dr. Gunther Fleischer, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Steffen Mehnert, Am Nußbaum 5, 10178 Berlin | Patrick Philipp, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Eva-Maria Will, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Bernd Hillebrand, Katholische Hochschule Freiburg gGmbH, Karlstraße 63, 79104 Freiburg | Pfr. Dr. Reiner Nieswandt, Katholische Krankenhauseelsorge Wuppertal, Laurentiusstraße 7, 42103 Wuppertal | Marianne Komp, Seelsorgebereich Zülpich, Mühlenberg 9a, 53909 Zülpich

Beirat: Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E